Phil. Pr.
663 h

Hoven

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36603452640016

<36603452640016

Bayer. Staatsbibliothek

R

Ideen über sittliche Kultur und Erziehung

von

Friederich Wilhelm von Hoven,
Königl. baier. Ober-Medicinalrathe.

Nürnberg
bey Riegel und Wießner.
1822.

W.
110 C.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Der Titel dieser Schrift zeigt schon, daß man in derselben keine vollständige Abhandlung über den Gegenstand, mit dem sie sich befaßt, zu erwarten habe. Es sind bloß Ideen über sittliche Kultur und Erziehung, die sie enthält, — Ideen, theils veranlaßt durch Lektüre, theils abstrahirt aus den Erfahrungen, welche ich in einem langen Leben, und in einem ununterbrochenen Umgang mit allen Arten von Menschen, gesammelt habe. Freylich sind diese Erfahrungen bloß auf deutschem

Boden gesammelt; aber die Schrift ist auch bloß für Deutsche geschrieben. Ihre Tendenz ist ganz praktisch, und der Vortrag daher so populär, als es die Würde des Gegenstandes erlaubte. Möge recht Vieles, was ich darin gesagt habe, ein Wort zu seiner Zeit seyn!

Inhalt.

Seite
Einleitung. 1

Erstes Kapitel. Gegenwärtiger Stand der sittlichen Kultur. Unterschied zwischen äusserer und innerer Sittlichkeit. . . 13

Zweytes Kapitel. Werth der äußern Sittlichkeit in dem geselligen Leben, und als Vorbereitung zur Kultur der innern Sittlichkeit. 88

Drittes Kapitel. Kultur der innern Sittlichkeit oder Bildung des sittlichen Charakters durch Unterricht und Erziehung. . . 147

Druckfehler.

Seite.	Zeile.	
5	9	statt mannchfaltiger lies manchfaltiger
19	25	— siittlicher lies sittlicher
25	18	— der lies den.
37	17	— Säále lies Säle
—	19	— Säále lies Säle
45	5	— Wohlbesitzen lies Wohl besitzen
72	18	— Tngenden lies Tugend
131	24	— warum lies welche
137	8	— ihren lies ihnen
139	21	— vor lies von
153	16	— Anlockugen lies Anlockungen

Einleitung.

1.

So wie der Mensch aus zwey verschiedenen Naturen besteht, einer thierischen und einer vernünftigen, so sind es auch zwey verschiedene Kräfte, durch die er in Thätigkeit gesetzt wird, als Thier durch seine sinnlichen Triebe, als vernünftiges Wesen durch seine Vernunft. Die Erstern beginnen ihre Wirkung sogleich mit der Entstehung des Menschen. Sie sind die ersten Aeußerungen des thierischen Lebens, und wie sie selbst das Produkt der Organisation sind, so ist auch ihre Befriedigung wiederum das Mittel zur Ausbildung und Erhaltung der Organisation. Sie müssen daher immer rege seyn, und daß sie auch jederzeit ihre Befriedigung erhalten, so hat die Natur nicht nur, wie das Thier, auch den Menschen

mit den Gegenständen, auf welche dieselben gerichtet sind, in vollem Maß umgeben, sondern sie hat auch ihre Befriedigung mit dem mächtigen Reitz verbunden, den wir die thierische Lust nennen. Die Vernunft hingegen, zu welcher der Mensch bloß die Anlage mit auf die Welt bringt, gelangt nur allmählig zu ihrer Entwicklung. Der Mensch bleibt lange bloß Thier, ehe er Mensch, und lange bloß ein verständiger Mensch, ehe er ein vernünftiger wird. Die Vernunft ist das letzte und höchste Resultat seiner geistigen Ausbildung, und ehe sie zu ihrer Reife gelangt, müssen alle seine geistigen Kräfte zuvor ihre Ausbildung erhalten haben.

2.

Dieß geschieht nun zwar allerdings früher oder später bey allen Menschen. Mit der Ausbildnng des Körpers und der Entwicklung der thierischen Triebe, entwickeln sich auch gleichen Schritts die geistigen Kräfte des Menschen. Die Sinne werden schärfer und ihre Anschauungen klarer. Der Verstand verar-

beitet den Stoff, den ihm die Sinne liefern, und das Gedächtniß aufbewahrt, zu Begriffen. An die Begriffe von der Außenwelt reihen sich andere, die sich aus den Anschauungen des innern Sinns entwickeln. Wie die Welt ausser ihm, lernt der Mensch nach und nach auch die Welt in ihm kennen. Die Kenntniß von beyden wird immer klarer und deutlicher, je mannchfaltiger die Seiten sind, von denen sich ihm beyde im Fortgang des Lebens darstellen, und früher oder später beginnt nun auch die Vernunft ihr Geschäft, indem sie nicht nur die zerstreuten Kenntnisse zu einem zusammenhängenden System von Erkenntniß verbindet, (die theoretische Vernunft,) sondern auch eben aus dieser Erkenntniß die Maximen und Regeln schöpft, die sie ihm für seine Handlungsweise vorschreibt, (die praktische Vernunft).

3.

Allein diese stufenweise Ausbildung der geistigen Kräfte erfolgt nur langsam, und

ob sie schon mit der Ausbildung des Körpers, als des Organs ihrer Thätigkeitsäusserungen, gleichen Schritt geht, so ist doch das Thier im Menschen schon lange vollendet, ehe die Vernunft die Macht erlangt, es zu beherrschen. Die thierischen Triebe, unaufhörlich nach ihrer Befriedigung strebend, und nie unbefriedigt gelassen, werden in eben dem Maße stärker, je öfter sie befriedigt werden, und das Gefühl der Lust, das mit ihrer Befriedigung verbunden ist, macht sie, wie bey dem Thier zur alleinigen, bey dem Menschen zu der mächtigsten Triebfeder seiner Thätigkeit. Da die Natur alle geistige Kräfte in ihren Thätigkeitsäußerungen abhängig von der Organisation gemacht hat, so konnte dieses nicht anders seyn. Der Mensch muß erst seine physische Existenz sichern, ehe er seine höhere Bestimmung, als vernünftiges Wesen, erfüllen kann. Er muß erst für seine Leibesnahrung und Nothdurft sorgen, er muß die Mittel dazu aufsuchen und herbeyschaffen, er muß diese Mittel auf die gehörige Art bereiten,

er muß den rechten Gebrauch von ihnen machen lernen, ehe er seine sittliche Bildung zum Hauptziel seines Bestrebens machen kann. Dieß nöthigt ihn, anfangs seine ganze Aufmerksamkeit auf die Dinge der Außenwelt zu richten, und bey den meisten Menschen bleibt die Erkenntniß und die Bearbeitung dieser Dinge sogar das Studium und das Geschäft ihres ganzen Lebens. Allein auf diesem niedern Standtpunkt der Erkenntniß und Thätigkeit soll der Mensch nicht stehen bleiben. Er soll einsehen lernen, daß diese Außenwelt zwar der Schauplatz ist, auf welchem er als Bürger derselben seine Laufbahn zu vollenden hat, aber er soll auch einsehen lernen, daß es noch eine andere unsichtbare Welt gibt, welcher er nicht weniger, als dieser sichtbaren, angehört, und diese größere höhere Welt thut sich ihm nicht auf in den Anschauungen der äußern Sinne, sondern allein in den Anschauungen des innern Sinns. In jener sieht er nur die Dinge um ihn her, und die höchste Erkenntniß, zu welcher er von ihnen gelangen kann, ist,

daß er ihre Eigenschaften, ihre Kräfte, ihre Verhältnisse gegen einander, mehr oder weniger deutlich einsehen lernt. In dieser hingegen, in dem Anschauen seines eigenen Wesens, liegt der Stoff zu einer ganz andern und ungleich höhern Art von Erkenntniß, zur Erkenntniß seiner selbst und seiner Bestimmung. Diese Erkenntniß ist es allein, was den Menschen zu einem wahrhaft vernünftigen, und in seiner Handlungsweise zu einem sittlichen Wesen macht. Denn nur aus ihr kann er die Regeln schöpfen, die ihn leiten müssen, wenn er seine höhere Bestimmung erfüllen, und als sittliches Wesen handeln soll. Indem sie ihn nehmlich über seine höhere Bestimmung aufklärt, zeigt sie ihm auch, daß er zwar, als sinnlich-vernünftiges Wesen, nie aufhören darf, Thier zu seyn, und den Gesetzen seiner sinnlichen Natur zu folgen, daß er aber seine höhere Bestimmung nur dadurch erfüllen kann, daß er seine sinnliche Natur mit seiner vernünftigen in Einklang bringt, daß er die Aussprüche der Vernunft als das höhere Gesetz

bey seinen Handlungen anerkennt, und in der immer gleichen Befolgung desselben in seiner ganzen Handlungsweise die Unterwerfung seines Willens unter die Aussprüche der Vernunft zu erkennen gibt.

4.

Zu dieser höhern Art von Erkenntniß gelangen nun freylich sehr wenige Menschen. Die meisten, und selbst solche, denen man sonst einen höhern Grad von geistiger Bildung keineswegs absprechen kann, sind und bleiben ihr ganzes Leben hindurch Sklaven ihrer sinnlichen Natur. Wenig oder Nichts von ihrer höhern Bestimmung ahnend, allein beherrscht von ihren sinnlichen Trieben, und kein höheres Gut kennend, als ihre sinnlichen Genüsse, beschäftigen sie sich bloß mit Aufsuchung und Herbeyschaffung der Mittel, die ihnen jene Genüsse mittelbar oder unmittelbar verschaffen. Alle Kenntnisse, die sie sich erwerben, aller Fleiß, den sie auf ihre Berufsgeschäfte verwenden, haben diese sinnlichen Genüsse zum

Ziel, ja selbst ihre Sorge für die Ihrigen, und ihr Wohlwollen gegen ihre Nebenmenschen, sind bey den wenigsten etwas mehr als Wirkungen des natürlichen Triebes, dem auch die unvernünftigen Thiere, und oft noch in einem höhern Grad, folgen. Andere sind zwar zu einem höhern Grad von geistiger Bildung und sittlicher Kultur gelangt; ihre Bestrebungen sind weniger auf den rohen sinnlichen Genuß, als auf die feinern Genüsse gerichtet, die Ansehen, Macht, Ehrenstellen, Reichthum, Künste und Wissenschaften verschaffen. Allein obschon diese Genüsse feinerer Art sind, so sind doch auch sie bloß Genüsse für den sinnlichen Menschen. Das Streben darnach ist nicht weniger der höhern Bestimmung des Menschen entgegen, als das Streben nach dem rohen sinnlichen Genuß, und selbst die Wenigen, bey denen das Streben nach jenen feinern Genüssen nicht bis zur Leidenschaft geht, die bey ihren Bemühungen um Ehrenstellen nicht von der Begierde, sich über Andere zu erheben, sondern von dem edlern Trieb, ih-

rem Vaterland zu dienen, bey dem Erwerb von Reichthum nicht von der Begierde, groß zu thun, sondern von dem edlern Trieb, sich die Mittel zur Ausübung wohlthätiger Handlungen zu verschaffen, bey der Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften nicht von der Begierde, sich einen unsterblichen Nahmen zu machen, sondern von dem edlern Trieb, durch ihre größere Geschicklichkeit und Einsicht Lehrer und Wohlthäter der Menschheit zu werden, beseelt sind, — selbst diese Wenigen können deßwegen doch der höhern Erkenntniß ermangeln, die den Menschen allein zu einem wahrhaft vernünftigen und sittlichen Wesen macht. Bey allem Anschein einer rein sittlichen Handlungsweise können doch bey allen jenen Bestrebungen keine rein sittliche Triebfedern wirken. Auch bey der pünktlichsten Erfüllung der Amtspflichten, auch bey der uninteressirtesten Ausübung wohlthätiger Handluugen, auch bey der willfährigsten Mittheilung erworbener Kenntnisse, kann gleichwohl die Haupttriebfeder bloß das angenehme

Gefühl seyn, das mit allen guten Handlungen verbunden ist, und für welches manche Menschen schon von Natur empfänglicher sind, als für das Gefühl der rohen sinnlichen Lust. Aber eine rein sittliche Handlungsweise setzt auch eine rein sittliche Gesinnung voraus, und da diese Gesinnung nur in dem unbedingten Gehorsam gegen die Aussprüche der Vernunft bestehen kann, so kann nur die Ueberzeugung, daß es Pflicht sey, sittlich zu handeln, die Triebfeder rein sittlicher Handlungen seyn.

5.

Aber so klein nun auch, bey allen Fortschritten, welche, wie die geistige, auch die sittliche Kultur in unserem Zeitalter gemacht hat, die Zahl wahrhaft sittlicher Menschen, in dem angegebenen wahren Sinne des Worts, seyn mag, so ist und bleibt doch die Aufgabe, die jeder Mensch in seinem Leben zu lösen hat, immer die, daß er überall, in seinem ganzen Thun und Lassen, bey allem seinem Wir-

ken und Treiben, sich als ein vernünftiger und sittlicher Mensch betrage, und gerade die Schwierigkeit, es dahin zu bringen, gerade die Mühe, die es den Menschen kostet, seine sinnliche Natur mit seiner vernünftigen in Einklang zu bringen, und die Aussprüche der Vernunft als das höchste Gesetz für seine Handlungsweise anzuerkennen und zu befolgen, gibt ihm auch die hohe Würde, auf die er als vernünftiges Wesen Anspruch zu machen hat, und die er nur dann geltend machen kann, wenn er durch seine Handlungsweise zeigt, daß er die Absicht der Natur, da sie ihn zu einem freyen Wesen machte, verstanden habe. Das Thier ist ein Sklave seiner thierischen Triebe, und es muß ein Sklave derselben seyn, wenn es seine Bestimmung erfüllen soll. Bey ihm vertritt der Instinkt die Stelle der Vernunft, und es erfüllt seine Bestimmung vollkommen, wenn es seinem Instinkt folgt. Der Mensch hingegen, mit Vernunft und Freyheit begabt, soll auch als vernünftiges und freyes Wesen handeln. Was die Natur in dem Thier thut,

das soll er selbst, und nach eigener Einsicht, thun. Er soll sich die Gesetze, nach denen er handelt, selbst geben, und da er nur dann sein eigener Gesetzgeber seyn kann, wenn seine Vernunft ihre vollständige Ausbildung dazu erlangt hat, so muß diese Ausbildung das höchste Ziel seines Strebens, und das ununterbrochene Fortschreiten in derselben die wichtigste Angelegenheit seines Lebens seyn. Diese Ausbildung der Vernunft zu befördern, ist der Gegenstand der sittlichen Kultur, und die Hauptaufgabe der Erziehung. Es fragt sich nun, was beyde zu leisten haben, wenn jene den Anforderungen an sie entsprechen, und diese ihre Aufgabe lösen soll?

Erstes Kapitel.

Gegenwärtiger Stand der sittlichen Kultur. Unterschied zwischen äußerer und innerer Sittlichkeit.

1.

Zu Allem, was der Mensch werden kann, bringt er bloß die Anlage mit auf die Welt, und wie viel er auch zur Ausbildung seiner Anlagen selbst vermag, so bedarf er doch der Mitwirkung anderer Menschen dazu in einem noch viel größern Maße. So wie er als Kind seine erste Nahrung aus der Brust seiner Mutter empfängt, so wie er an ihrer Hand zuerst gehen lernt, so wie er aus dem Munde seiner Aeltern zuerst die Laute der Sprache vernimmt, an welche sich künftig alle seine Begriffe knüpfen sollen, so gelangt er auch zu diesen Be-

griffen selbst vielmehr durch den Unterricht anderer Menschen, als durch seine eigene Thätigkeit; ja seine ganze geistige Bildung, wie selbstthätig er sich auch dabey erweisen mag, ist doch weit mehr das Werk anderer Menschen, als sein eigenes, — ein Licht, das er an einem fremden Licht anzündet, eine Verarbeitung dessen, was er von andern Menschen lernt, und selbst die größten Genies in Künsten und Wissenschaften müssen sich an den Werken ihrer Vorgänger bilden, wenn ihre eigenen nicht leer an Gehalt seyn sollen. Der Schatz der Erkenntniß, den die Menschheit im Lauf der Jahrhunderte erworben hat, ist ein Gemeingut derselben, ein Kapital, an dem jeder Mensch Antheil hat, zu dessen Vermehrung aber auch jeder einen desto größern Beytrag zu liefern hat, je mehr ihm von demselben zur selbstthätigen Verarbeitung zu Theil geworden ist. Diesen Beytrag zu liefern, muß bey jedem Menschen, besonders aber bey dem Gelehrten, das Hauptziel seiner geistigen Bildung seyn. Nur indem er seinen Blick auf dieses Ziel richtet, kann er sich zu einem wahrhaft nützlichen Glied der Gesellschaft ausbilden, so

wie er sich auch dadurch allein den Weg zur Unsterblichkeit — nicht der leeren seines Nahmens, sondern der wirklichen seines Beytrags zu jenem großen Fideikommiß der Menschheit, bahnt, zu der wahren Unsterblichkeit, die, mit Klopstock zu reden, allein ein großer Gedanke, und werth des Schweißes der Edeln ist.

2.

Nicht anders, als mit der geistigen, verhält es sich auch mit der sittlichen Bildung des Menschen. Als Säugling ist er bloß noch Thier, oder vielmehr er ist weniger als Thier. Was als selbstständiges Princip in ihm wirkt, sind allein seine thierischen Triebe, und das Gefühl von Lust oder Schmerz, das mit ihrer Befriedigung oder Nichtbefriedigung verbunden ist, die einzige Triebfeder seiner Selbstthätigkeit. Weiterhin, wenn sich die in ihm schlafenden edlern Kräfte mehr entwickeln, wenn er mit dem erwachenden Bewußtseyn seiner selbst sich von den Gegenständen außer ihm unterscheiden zu lernen beginnt, wenn er das Gefühl der Lust, das ihm die Stillung seines

Hungers und Dursts, die Entledigung von dem Zwang der seine freyen Bewegungen hindernden Binden, der Wechsel der Spielzeuge, woran er seine Aufmerksamkeit auf die Dinge außer ihm zuerst übt, gewähren, mit der Idee seiner Aeltern, als Urhebern derselben, zu verbinden, wenn er mittelst des immer deutlichern Gewahrwerdens dieser Verbindung, auch ein Gefühl von Lust beym Anblick seiner Aeltern, und anderer Menschen, die sich mit seiner Pflege beschäftigen, zu empfinden anfängt, so liegt zwar in diesem edlern Gefühl das Element der Sittlichkeit, indem die Liebe des Kindes zu seinen Altern der erste Schritt zu der Liebe der Menschen überhaupt ist. Allein so wie das Kind weiter heranwächst, wie es zum Knaben, der Knabe zum Jüngling wird, so entwickeln sich nicht nur neue Triebe in ihm, die ebenfalls ihre Befriedigung fordern, sondern der heranwachsende Jüngling läuft auch um so größere Gefahr von denselben beherrscht zu werden, je mehr er einerseits der älterlichen Zucht und Aufsicht enthoben ist, und je mehr er andererseits, von ihren Reitzen hingerissen, die Aufsuchung und Herbeyschaffung

der Mittel zu ihrer Befriedigung zum Hauptgegenstand seiner Thätigkeit macht. So werden nicht selten die edelsten Jünglinge nach dem Austritt aus ihrem väterlichen Hause die größten Wüstlinge, so die liebenswürdigsten Mädchen, wenn nicht das Auge einer treuen sorgsamen Mutter über sie wacht, die verworfensten Kreaturen. Die Lockungen der sinnlichen Triebe sind zu groß, der Drang zu ihrer Befriedigung ist zu heftig, der Einfluß des bösen Beyspiels zu wirksam, als daß die in dem jugendlichen Alter noch unausgebildete Vernunft ihnen das Gegengewicht halten könnte. Aber was die eigene Vernunft nicht vermag, das muß fremde Vernunft thun. Wie der Mensch bey seiner geistigen Ausbildung nur dadurch gefördert wird, daß er das, was er von andern Menschen lernt, zu eigener Erkenntniß verarbeitet, so ist dieß auch der Fall bey seiner sittlichen Ausbildung. Auch hier muß er die schon vorhandene Sittlichkeit zu eigener verarbeiten, und zwar nicht bloß in seinem jugendlichen, sondern auch in seinem männlichen Alter. Ein altes Sprichwort sagt, daß kein Mensch in seinem Leben auslerne.

So wahr dieses Sprichwort in Rücksicht auf die geistige Bildung ist, so wahr ist es auch in Rücksicht auf die sittliche. Das ganze Leben des Menschen muß eine fortgesetzte Erziehung zur Sittlichkeit seyn, in dem jugendlichen Alter durch andere Menschen, in dem männlichen mehr durch eigenes Bemühen, und je weiter die Menschheit bereits in der sittlichen Kultur fortgeschritten ist, desto besser gelingt diese fortgesetzte Erziehung. In dem rohen Naturzustand, wo nur wenig oder gar keine sittliche Bildung vorhanden ist, kann auch der fähigste Mensch höchstens ein vernünftiges Thier werden, zum sittlichen Menschen kann er sich unmöglich erheben. Dieß vermag er nur in einem schon gesitteten Zeitalter, und da unserem jetzigen hierin vor allen vorhergegangenen der Vorzug eingeräumt werden muß, so ist es auch eine Erziehungsschule für die Menschheit, wie es zuvor nie eine gegeben hat. Zwar haben die frühern Zeitalter schon Menschen in nicht geringer Zahl aufgewiesen, die an sittlicher Größe von keinem Menschen unserer jetzigen Zeit übertroffen, und nur von wenigen erreicht worden. Die Nahmen Sokra-

tes, Aristides, Epaminondas, Timoleon, Cincinnatus ꝛc. ꝛc. werden noch stets mit Ehrfurcht genannt, und wie jetzt, werden auch in den künftigen Zeiten diese Männer als Muster der höchsten Tugenden, deren die Menschheit fähig ist, verehrt werden. Aber diese Zierden des Alterthums zeichneten sich nur durch einzelne Tugenden aus, und überdieß waren sie auch im Ganzen nur seltene Erscheinungen. In unserem jetzigen Zeitalter hingegen ist die sittliche Bildung mehr allgemein. Es gibt zwar weniger hervorragende und glänzende Tugenden unter uns, aber es gibt desto mehr Menschen von einem sittlichen Charakter, das heißt, es gibt mehr Menschen, die alle Tugenden in einem mehr oder minder hohen Grade in sich vereinigen, und da eben in dieser Vereinigung aller Tugenden die wahre Sittlichkeit besteht, so verlieren jene Heroen des Alterthums um so mehr an ihrem Werth, je mehr sich ihre Sittlichkeit auf einzelne Tugenden beschränkte. Nicht diese oder jene einzelne Tugend, wenn sie auch den größten Grad erreicht, macht den wahrhaft sittlichen Menschen aus. Sie ist viel-

mehr, indem sie die übrigen mehr oder weniger an ihrer Entwicklung hindert, ein Exceß der Sittlichkeit, welcher der vollständigen Ausbildung derselben eben so nachtheilig ist, als die übertriebene Kultivirung des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, und jeder andern geistigen Fähigkeit. Daher können wir zwar jene Heroen des Alterthums wegen ihrer Unerschrockenheit in Gefahren, ihrer Standhaftigkeit im Unglück, ihrer Treue gegen ihre Freunde bewundern; aber wir können sie darum keineswegs für vollendete sittliche Menschen halten. Vollendete sittliche Menschen sind nur solche, deren ganzer Charakter sittlich ist, die keine einzelne Tugend auf Unkosten der andern in sich ausgebildet haben, die auf gleiche Weise alle Tugenden besitzen, und solche Menschen finden wir nicht in dem Alterthum, selbst in den schönsten Zeiten Griechenlands und Roms nicht. Wir können sie nur in Zeitaltern finden, wo ohne Ausnahme alle Tugenden, und mehr oder weniger auch von solchen Menschen, bey welchen der sittliche Charakter nicht zu einer vollständigen Ausbildung gekommen ist, ausgeübt werden, und ein solches Zeitalter ist unser

jetziges. Unläugbar steht in demselben die sittliche Kultur auf einer Stufe, auf welcher sie zuvor nie gestanden hat, und nur ein flüchtiger Blick auf unser gesellschaftliches Leben muß Jeden, der die Geschichte der Vorzeit kennt, davon überzeugen. Man durchgehe alle Stände, von unsern Fürsten an bis zu den Handwerkern und Landbauern herunter, und man wird finden, daß jeder Stand in seiner Art zu einem Grad sittlicher Bildung gelangt ist, der offenbar in keinem frühern vorhanden war. — Man sehe unsere jetzigen Fürsten, wo ist in dem christlichen Europa noch einer unter ihnen, der in dem Wahn, als wären die Fürsten Wesen höherer Art, glaubt, daß seine Unterthanen bloß um seinetwillen da seyen, und daß er mit ihnen schalten und walten dürfe, wie es ihm beliebt? Der Wahlspruch: tel est notre plaisir, hat längst aufgehört, ihr Wahlspruch zu seyn. Sie sind durchgängig menschlicher geworden, und wenn es auch nicht jedem Ernst ist, wenn er Friedrich dem Großen nachspricht, daß die Fürsten nur die ersten Diener des Staats seyen, so sind sie doch bessere Herren ihrer Unterthanen gewor-

den. Sie behandeln sie nicht mehr als leibeigene Sklaven, die bloß arbeiten müssen, um ihnen die Mittel zur Befriedigung ihrer Lüste zu verschaffen. Vielmehr sind ihre Vergnügungen selbst menschlicher geworden, und wie sie aufgehört haben, Gefallen an Thierhetzen und Parforce-Jagden zu finden, so haben sie auch angefangen, ihre Unterthanen höher zu achten, als ihre Jagdhunde und das Wild, das zu jagen, wenn nicht ihre einzige, doch ihre größte Kunst war.

Man sehe unsern heutigen Adel, — wo sind jetzt die ehemahligen Raubritter auf ihren Burgen, die wilden Jäger, die ihre Unterthanen, wie ihre Hunde, mit der Hetzpeitsche in Ordnung hielten, und ihnen eine Gnade zu erzeigen glaubten, wenn sie ihre schönen Frauen und Töchter zum Ziel ihrer Lüste machten? Unwissenheit und Brutalität nicht mehr für Prärogative ihres Standes haltend, haben sie angefangen, sich Kenntnisse zu erwerben, und ihre Sitten zu bilden, und sind nun theils an die Hoflager ihrer Fürsten gezogen, wo viele jetzt die ersten Hof- und Staatsämter mit eben so viel Humanität, als Ein-

sicht, begleiten, theils sind sie auf ihren Familiengütern geblieben, und statt daß sie sonst auf denselben als kleine Sultane herrschten, bemühen sie sich jetzt, das Nachbild ihrer eigenen Herren, ihrer Fürsten, zu seyn.

Man sehe die Gelehrten unserer Zeit, — wo sind jetzt der anmaßende Stolz, die abgeschmackte Pedanterey, die Ungeschliffenheit der Sitten, die Unbeholfenheit im Umgang, die sonst die charakteristischen Merkmahle des gelehrten Standes waren? Wie die vielgerollten Perücken von ihren Köpfen, und die Masse todter unfruchtbarer Kenntnisse aus ihren Köpfen verschwunden sind, so sind auch jener Stolz, jene Pedanterey, jene Unbeholfenheit aus ihrem Betragen verschwunden. Nicht mehr in ihre Studierstuben eingesperrt, und an ihre Bücher gefesselt, haben sie sich in Weltmänner verwandelt. Sie haben Sitten und Lebensart gelernt, und so wie sie gewandter in ihrem Betragen, und angenehmer in ihrem Umgang geworden sind, so haben sie auch ihre Studien auf eine bessere Art zu treiben angefangen. Sie sind aus pedantischen Silbenstechern gründlichere Forscher der Wahr-

heit, aus spitzfündigen Scholastikern vernünftigere Philosophen, aus selbstsüchtigen gelehrten Geitzhälsen freygebigere Verbreiter ihrer erworbenen Kenntnisse, verständlichere Schriftsteller, faßlichere Lehrer ihrer Schüler, geworden.

Man sehe die Beamten unserer jetzigen Zeit, — von den Ministern bis zu den letzten Kanzleyschreibern herunter, — wo ist nicht an die Stelle des vormahligen Amtsstolzes zuvorkommende Höflichkeit, an die Stelle des vormahligen abschreckenden Befehltons nicht freundliche Belehrung, an die Stelle der vormahligen einsilbigen und barschen Abweisung einer nicht zu erfüllenden Bitte nicht beruhigende Vertröstung auf eine andere Zeit, an die Stelle der vormahligen übereilten Bestrafungen nicht gelassene, auf vorhergegangene ruhige Erwägung der Vergehen gegründete Verurtheilung des Schuldigen getreten? Fast überall sieht man jetzt Minister, die an Popularität mit einander wetteifern, — Kollegienvorsteher, die ihre Räthe eben so liberal behandeln, als sie die bey ihnen Versprechenden freundlich anhören, — Kolle-

gienräthe, die in ihrem Betragen sowohl unter einander, als gegen jeden, mit dem sie als Beamte zu thun haben, eben so gefällig, als in ihrem Amte fleißig und pünktlich sind. Selbst die Beamten auf dem Lande, so sehr sie auch, theils als allein stehend, theils als die ersten und angesehensten im Orte Satrapen zu werden versucht sind, und so sehr auch manche von ihnen dieser Versuchung unterliegen, sind doch größtentheils wenigstens verständiger, als ihre Untergebenen, und klug genug, um ihren Amtsdünkel unter der Maske der Bescheidenheit, ihre Herrschsucht unter dem Vorwand der Dienstpflicht, ihre Eigennützigkeit unter dem Schein von Dienstgeflissenheit zu verbergen.

Man sehe endlich die Bürger unserer Zeit in der Städten, und die Bauern auf dem Lande, — wo ist unter den erstern irgend eine Klasse, die nicht mehr oder weniger Anspruch auf sittliche Bildung machen dürfte? Nicht bloß der Handelstand, nicht bloß die Künstler und Fabrikanten, auch die gemeinen Gewerbsleute und Handwerker, sind heutiges Tages gesitteter, als sie jemahls waren. Höf-

lichkeit, Bescheidenheit, Dienstfertigkeit, Nüchternheit, Gehorsam gegen die Obrigkeit, sind allgemeine Tugenden unter ihnen, und selbst in ihren Gelagen, wo sich die Rohheit am offensten ausspricht, artet die Fröhlichkeit nur selten in Ausgelassenheit, und das gesellige Vergnügen in Handel und Schlägereyen aus. — Ein Gleiches gilt verhältnißmäßig auch von den Landsbewohnern. Wie das Landvolk durch den allgemeiner eingeführten und verbesserten Schulunterricht aufgeklärter, und durch die liberalere Behandlung von seiner Obrigkeit freysinniger geworden ist, so ist es auch durch die vermehrte Berührung mit den Städtebewohnern, durch die häufigern Niederlassungen und Ansiedelungen städtischer Professionisten in den Dörfern, und seit der Einführung der Militär-Konscription gewissermassen auch durch die nach ihrer Verabschiedung wieder in ihre Heimath zurückkehrenden Soldaten, geselliger geworden. Zwar ist auch jetzt noch die Hauptuntugend des Landvolks die Völlerey, und bey den Jünglingen und Mädchen die Unzucht. Allein auch abgesehen, daß die erstere um vieles abgenommen hat, und die letztere, als

bloße Wirkung des natürlichen Triebes, für die Sittlichkeit viel weniger verderblich ist, als die raffinirte Wollust in den Städten, so haben auch beyde keineswegs die allgemeine sittliche Bildung unter dem Landvolk verhindert, und es gibt jetzt kaum eine gesellige Tugend, die sich nicht mehr oder weniger unter demselben entwickelt hätte. Wie an die Stelle der vormahligen rohen Plumpheit mehr Beweglichkeit und Gewandtheit, so sind auch an die Stelle des vormahligen groben Baurenstolzes mehr städtische Bescheidenheit, an die Stelle der Arglist und Verschmitztheit mehr Aufrichtigkeit und Offenheit, an die Stelle der oft bis zur Brutalität gegangenen Widerspenstigkeit mehr Gehorsam und Folgsamkeit getreten.

3.

Nicht weniger, als bey dem männlichen, hat auch bey dem weiblichen Geschlecht die sittliche Kultur im Ganzen auf eine unverkennbare Weise in unserem Zeitalter zugenommen. Zwar sehen wir auch unter diesem Geschlecht jetzt nur selten weder so große Frauen,

wie die Lukretien, die Kornelien, die Portien, die Oktavien, u. s. w., noch so liebenswürdige, wie die Aspasien, die Lais, die Phrynen, die Leontium, u. s. w. Allein was die großen Frauen betrifft, so gilt von ihnen eben das, was von den grossen Männern des Alterthums gesagt worden. Erstlich waren auch bey ihnen die Tugenden, durch die sie sich auszeichneten, nur einzelne Tugenden, Vaterlandsliebe, Muth, Standhaftigkeit, Häuslichkeit, ehelige Treue, zärtliche Mutterliebe, u. s. w.; allgemeine sittliche Kultur war bey ihnen eben so selten, als bey jenen großen Männern. Zweytens waren auch diese großen Frauen nicht nur überhaupt seltene Erscheinungen in dem Alterthum, sondern wir finden auch die meisten bloß unter den Römerinnen, und auch unter diesen nur hauptsächlich zur Zeit der Republik, und gleichzeitig mit jenen großen Männern. In Griechenland, wo die Frauen, wie im Orient in ihre Harems, in ihre Gynäceen verschlossen, und bloß von ihren Sklaven und Sklavinneu umgeben, alles andern Umgangs, den seltenen mit ihren Gatten und Anverwandten ausge-

nommen, beraubt waren, wo ihre ganze Beschäftigung sich bloß auf die Besorgung des Hauswesens, und die Erziehung ihrer Kinder beschränkte, konnten sie höchstens treue Gattinnen, gute Haushälterinnen, und sorgsame Mütter werden; zu einer weitern sittlichen Bildung konnten sie in dieser Lage nicht gelangen. *) Ja selbst diese wenigen Tugenden er-

---

*) Anders war zwar die Lage der Spartanerinnen. Diese waren nicht in Gynäceen verschlossen. Sie lebten frey, und so wie sie mit den Jünglingen erzogen wurden, so verstanden sie auch, wie diese, zu kämpfen und zu ringen, und sogar über Staatsangelegenheiten zu sprechen. Allein eben diese männliche Erziehung auf der einen Seite, und auf der andern die Einrichtung, daß sie allen Männern gemeinschaftlich waren, verhinderte bey ihnen die Erzeugung jeder weiblichen Tugend, und bewirkte bey ihnen, wenigstens späterhin, einen solchen Grad von Sittenlosigkeit, daß man ihnen den Nahmen der Manntollen beylegte.

warben sie sich nur zu der Zeit der republikanischen Armuth und Frugalität, und so lange es ihnen verboten war, sich öffentlich zu zeigen. Allein so wie nach der Besiegung der Perser, zugleich mit der politischen Macht auch der Reichthum der griechischen Republiken wuchs, fingen auch die Frauen an, sich der Sorge für das Hauswesen nnd die Erziehung ihrer Kinder immer mehr zu entziehen. Sie überließen beyde den Sklaven und Sklavinnen, mit denen sie sich jetzt in größerer Menge umgaben, und wie sie sich in ihren Gynäceen die Langeweile durch Beschäftigung mit ihrem Putz, und durch Unterhaltung mit ihren Täubchen und maltesischen Hündchen vertrieben, so benutzten sie, an dieses tändelnde und üppige Leben gewöhnt, auch die ihnen späterhin ertheilte Erlaubniß, bey Aufzügen und Festen öffentlich zu erscheinen, bloß dazu, ihre Mitbürgerinnen durch die größere Zahl der sie umgebenden Dienerschaft, und durch die reichere Pracht ihres Putzes zu übertreffen. An einen Umgang mit ihren Mitbürgerinnen oder mit Männern, der das Mittel zu ihrer geistigen und sittlichen Bildung hätte werden können, war unter diesen Um-

ständen nicht zu denken. Von dem Umgang unter einander hielt sie ihr gegenseitiger Neid ab, und die Männer, sowohl fremde als eigene, vermieden vielmehr ihren Umgang, als daß sie ihn suchten, weil sie sich besser bey ihren schmeichelnden Konkubinen, und in dem Umgang mit den liebenswürdigen, und geist- und talentvollen Hetären befanden.

4.

Ganz anders, als mit den griechischen, verhielt es sich mit den römischen Frauen. Auch in dem römischen Reich gab es zwar, wie in Griechenland, Konkubinen und Hetären. Aber da die erstern, weil sie nicht unter dem Schutz des Staates standen, wie in Griechenland, größtentheils nur gemeine Weibspersonen waren, und die letztern sich weder durch ihre geistige Bildung, noch durch ihre Aufführung besonders auszeichneten, so standen sie nicht in einem solchen Ansehen, noch viel weniger in einer solchen Achtung, wie die griechischen. Um so geachteter und achtungswürdiger waren dagegen die römischen Ehfrauen, die

sogenannten Matronen. Nicht in Harems, wie im Orient, nicht in Gynäceen, wie in Griechenland, verschlossen, lebten sie in den Vorhallen des Hauses, wo sie ihre Gatten, die Konsule, Prätoren, Censoren, Tribunen, rc. rc. über die wichtigsten Dinge sprechen hörten. Ohne sich in ihre Gespräche zu mischen, lernten sie doch aus denselben genug, um zu dem hohen Grad von Bildung zu gelangen, daß sie die Vertrauten ihrer Gatten, und die Erzieherinnen und Rathgeberinnen ihrer Söhne werden konnten. Mit dieser höhern Geistesbildung entwickelten sich, als natürliche Folge, auch die großen Eigenschaften des Charakters, von denen uns die Geschichte so viele bewundernswürdige Beyspiele aufbewahrt hat. Vaterlandsliebe, Seelengröße, Standhaftigkeit, Arbeitsamkeit, ehelige Treue und kindliche Ehrfurcht gegen ihre Väter, waren allgemeine Tugenden, wenigstens der vornehmen Römerinnen. Aber diese Tugenden besaßen und übten die römischen Frauen nur in dem goldenen Zeitalter der Republik. So wie hingegen mit der Erweiterung des römischen Reichs durch die glücklichen Eroberungen in Italien, Asien

und Afrika, sich auch der Reichthum der Römer vermehrte, und durch den Einfluß der asiatischen Sitten die republikanische Frugalität und Häuslichkeit in Ueppigkeit und Verschwendung ausarteten, so verloren sich auch in gleichem Verhältniß jene Tugenden der Römerinnen. An die Stelle der Vaterlandsliebe trat die Begierde nach Reichthum, an die Stelle der Arbeitsamkeit Müßigang oder geistlose Beschäftigung mit schnödem und kostbarem Putz, an die Stelle der Sittsamkeit und Keuschheit Buhlerey und Unzucht. Die Erziehung der Kinder, sonst von den Müttern selbst besorgt, wurde griechischen Sklaven, so wie die Führung des Hauswesens den Aufsehern und Köchen ihrer Gatten oder Väter überlassen. Den größten Vorzug ihrer geistigen Bildung setzten sie in das Verstehen der griechischen Sprache, und ihrer sittlichen in die Annahme und Beobachtung der griechischen Lebensart. Das Verderbniß der Sitten wurde, besonders während der Bürgerkriege, immer allgemeiner, und wenn auch einige edlere Frauen in dem Strom des Verderbens die Würde ihrer Mütter zu behaupten wußten, so zeigen doch die schaam-

losen Bacchanalien, die jetzt an der Tagesordnung waren, die thätigen Theilnehmungen der Frauen an den häufigen Verschwörungen, die vielen Giftmischereyen, deren sie sich schuldig machten, zur Genüge, wie tief die weibliche Sittlichkeit im Ganzen in dieser Zeit gesunken war.

5.

Was die liebenswürdigen Frauen des Alterthums betrifft, so finden wir diese, wo nicht ausschließend, doch vorzüglich nur in Griechenland. Wir kennen sie in der Geschichte unter dem Nahmen der Hetären. Diese Hetären, obgleich Sklavinnen von Geburt, und größtentheils freygelassene Konkubinen, waren unstreitig, wie der liebenswürdigste, auch der gebildetste Theil der weiblichen griechischen Welt. Sie deklamirten die schwierigsten Stellen aus den Werken der griechischen Dichter mit Sinn und Verstand. Sie drückten alle Empfindungen und Leidenschaften auf das sprechendste in pantomimischen Tänzen aus. Sie sangen melodisch in allerley Weisen, und begleiteten ihren Gesang mit den lieblichen Tönen

musikalischer Instrumente. Sie zeichneten und mahlten gleich den Künstlern. Sie sprachen und schrieben über die ernsthaftesten Gegenstände, ja manche legten sich sogar auf das Studium der Philosophie, und wetteiferten mit den Philosophen von Profession. Solche weibliche Wesen hatten freylich, in Vergleich mit den geistlosen und ungebildeten griechischen Ehfrauen, unendlich viel Vorzüge, und es ist kein Wunder, daß nicht allein Jünglinge, die bloß auf Vergnügen ausgehen, sondern auch Männer, die eine solidere Unterhaltung suchen, ja daß selbst die ersten Magistratspersonen und Feldherren, die angesehensten politischen Redner, die ernstesten Philosophen, den Umgang mit ihnen zu ihrer liebsten Unterhaltung, und zu ihrem süßesten Lebensgenuß machten. Allein so liebenswürdig, geist- und talentvoll auch diese weiblichen Wesen waren, so viel sie auch durch jene Eigenschaften zur Bildung der größten Männer Griechenlands, und durch den Umgang mit diesen zur Vermehrung ihrer eigenen beytrugen, so edel sogar manche von ihnen dachten und handelten, so zeigt doch der stete Wechsel mit ihren Liebhabern, die Käuf-

lichkeit ihrer Gunstbezeugungen, die Ungenügsamkeit ihrer Habsucht, die Grenzenlosigkeit ihrer Verschwendung, die Liederlichkeit, zu welcher manche nach dem Vergang ihrer Blütezeit herabsanken, daß wenigstens bey den meisten ihre Liebenswürdigkeit mehr erlernte Kunst, als Ausdruck wahrer sittlicher Bildung war.

6.

So stand es um die sittliche Bildung des weiblichen Geschlechts in dem Alterthum. *) Aber nun vergleiche man mit derselben die

*) Auch in dem Mittelalter, besonders gegen das Ende desselben, gab es zwar auch manche edle und liebenswürdige Frauen; aber bey den meisten gründeten sich beyde Vorzüge nicht auf diejenige sittliche Bildung, von welcher hier die Rede ist, sondern sie waren größtentheils Wirkungen der romantischen Stimmung, welche der damahlige Rittergeist auch bey dem weiblichen Geschlecht hervorgebracht hat, und ihre Erwähnung kann daher hier füglich unterbleiben.

sittliche Bildung unserer jetzigen weiblichen Welt, und man wird auch in dieser Beziehung unserem Zeitalter ohne Widerrede den Vorzug zugestehen müssen. Mögen auch die hohen Tugenden der römischen Matronen, und die liebenswürdigen Eigenschaften der griechischen Hetären, gegenwärtig seltener wahrgenommen werden, so sehen wir dagegen bey unserer jetzigen weiblichen Welt mehr allgemeine sittliche Bildung, und eine weitere Verbreitung derselben in allen Ständen, von den Höfen der Fürsten an bis herunter zu den letzten Klassen der Stadtbewohnerinnen und den Bäuerinnen auf dem Lande. Man begebe sich in die Gesellschaften unseres Adels, so ist zwar das Erste, was unsere Aufmerksamkeit an sich zieht, die Pracht der Sääle, in denen sich diese vornehmere Welt versammelt, die Kostbarkeit der Meubeln, mit denen die Sääle ausgeziert sind, die Orden und andere Zeichen des höhern Standes, womit wir die Männer, der reiche Putz und der kostbare Schmuck, womit wir die Damen geschmückt sehen, und wirklich machen auch diese Dinge zusammen auf viele Menschen einen solchen Eindruck, daß sie den

ganzen Vorzug des adelichen Standes in dieselben setzen. Allein der aufmerksamere Beobachter, der, unbestochen von diesem äußern Schimmer, auch auf das Betragen der vornehmen Welt sieht, vergißt schon jene äußern Herrlichkeiten, wenn er den Anstand und die Würde der Herren, den feinen Ton in ihrer Unterhaltung, ihre stete Aufmerksamkeit auf jedes Glied der Gesellschaft, ihre Artigkeit und zuvorkommende Dienstfertigkeit gegen die Damen, wahrnimmt; aber er vergißt dieselben noch mehr, wenn er erst seine Aufmerksamkeit auf den weiblichen Theil dieser glänzenden Gesellschaften richtet. Nicht die größere Schönheit, die der einen Dame vor der andern zu Theil geworden, nicht die anziehendere Miene, durch die sich die eine vor der andern auszeichnet, nicht der lieblichere Ton der Stimme, die der einen vor der andern den Vorzug gibt, nicht andere Geschenke der Natur sind es, was seine Aufmerksamkeit vorzüglich fesselt. Es ist das feine und zarte Betragen der Damen gegen einander, es ist die Artigkeit und Höflichkeit, die sie sich gegenseitig bezeigen, es ist das gegenseitige Wohlwollen, das sie

sich in ihrer Unterhaltung mit einander zu erkennen geben, es ist die Achtung, welche die ältern Damen gegen die jüngern, und die Ehrfurcht, welche die jüngern gegen die ältern äußern, es ist der Anstand und die Haltung, mit welcher die ältern Damen ihre Würde, es ist die Bescheidenheit und Sittsamkeit, mit welcher die jüngern ihren jungfräulichen Werth behaupten, es ist der ungezwungene Ernst und die ungekünstelte Gemessenheit, wodurch sich beyde den Männern und Jünglingen gegenüber zu betragen wissen, um jede ungeziemende Zudringlichkeit derselben, ja jeden ungeziemenden Scherz von sich abzuhalten. — So erscheinen aber diese Damen der höhern Stände nicht bloß in ihren Gesellschaften, wo ihnen vorzüglich daran gelegen ist, sich durch ein ihrem Stande würdiges Betragen auszuzeichnen. Auch in ihren Häusern, in dem Kreis ihrer Familien, in dem Benehmen gegen ihre Männer, in der Behandlung ihrer Kinder, in dem Verhalten gegen ihre Dienstboten, zeigt sich wenigstens bey den meisten der hohe Grad ihrer sittlichen Bildung in einem nicht minder schönen Lichte. Immer reinlich und züchtig ange-

kleidet, laufen sie nie Gefahr, ihren Männern zu mißfallen. Immer gefällig gegen sie, machen sie sie auf gleiche Weise auch gefällig gegen sich. Immer sanft in ihrem Betragen, und nie angesteckt von der übeln Laune des Mannes, wissen sie unvermerkt die Falten von seiner Stirne zu streichen, und ihn vergessen zu machen, was diese Falten veranlaßt hat. Nie durch unzeitige Zudringlichkeit ihren Männern beschwerlich fallend, erhalten sie ihre Reitze für sie immer neu. Nie sie mit Eifersucht plagend, und kleine Ausschweifungen ihnen stillschweigend übersehend, stören sie nie die eheliche Eintracht, und streng ihre eigene Tugend bewahrend, werden sie durch ihr Beyspiel nicht selten die Schutzengel der Tugend ihrer Männer. — Als Mütter erscheinen zwar viele dieser vornehmen Frauen weniger zärtlich und besorgt für ihre Kinder, als die Frauen aus den niedern Ständen. Nicht nur versagen mehrere den Säuglingen ihre Brust, und lassen sie durch Ammen stillen, sondern ein noch größerer Theil überläßt auch die ganze erste Pflege der Kinder gedungenen Wärterinnen. Allein das Erstere ist theils wirklich nothwen-

dig, weil ihre zarte und schwache Konstitution das Selbststillen nicht gestattet, theils ist es auch nicht sowohl ihre eigene Schuld, als die Schuld ihrer allzugefälligen Aerzte, die ihrem Glauben, daß das Selbststillen der Schönheit schade, und vor der Zeit alt mache, zu viel nachgeben, und was das Andere betrifft, so ist es wohl bey den wenigsten Mangel an Zärtlichkeit, wenn sie sich der ersten Pflege ihrer Kinder entziehen, sondern es ist vielmehr theils der Einfluß der allgemeinen Sitte, die in dieser Beziehung in den höhern Ständen herrscht, theils der Mangel an Zeit, die ihnen zur eigenen Erfüllung dieser Pflicht gestattet ist, da sie, wenn sie ihre Bestimmung in der großen Welt, der sie angehören, erfüllen sollen, den größten Theil ihres Lebens in Gesellschaften, jetzt in andern, jetzt in ihren eigenen Häusern, zubringen müssen. Allein so wie die Kinder mehr heranwachsen, und aus der Kinderstube heraustreten, so ist auch die mütterliche Sorge für sie desto größer, und die Beschäftigung mit ihnen desto ununterbrochener und sorgfältiger. Sets bestrebt, der großen Welt, der sie selbst angehören, auch

ihre Söhne und Töchter so früh, als möglich, zuzubilden, fangen sie, ehe noch die Kinder fertig sprechen können, schon an, sie zu einer anständigern Art des Betragens, zu einem feinern Ton der Unterhaltung, zu einem gesetztern Benehmen bey ihren Spielen, zu einer höflichern und gefälligern Art, sich Fremden darzustellen, zu gewöhnen, und was die Angewöhnung vorbereitet hat, das setzen sie weiterhin durch Lehre und Unterricht fort, und, nie eine Gelegenheit ungenützt vorbey gehen lassend, die sich dazu darbietet, vollenden sie diesen Unterricht durch das Muster, das sie ihnen in ihrem eigenen Betragen täglich und stündlich vor Augen stellen. So werden die Söhne schon als Jünglinge, die Töchter schon als aufblühende Mädchen fähig, in die große Welt einzutreten, und indem sich beyden eben mit diesem Eintritt in die große Welt eine neue Bildungsschule eröffnet, werden sie auch bald eben so vollendete Mitglieder derselben, wie ihre Väter und Mütter. — Endlich zeigen die Frauen der vornehmen Welt den höhern Grad ihrer sittlichen Bildung auch in ihrem Betragen gegen ihre Dienerschaft. Gleich

fern von einer unanständigen Vertraulichkeit mit ihren Kammermädchen, und noch mehr mit ihrem niedern Hausgesinde, als von einem stolzen herrischen Betragen gegen dieselben, wissen sie sie immer in der gebührenden Entfernung von sich zu halten. Nie sich ihnen schwach und leidenschaftlich zeigend, flößen sie ihnen Gehorsam und Ehrfurcht ein. Nie ihnen in ihrem Di nste etwas nachsehend, gewöhnen sie sie an Ordnung, Behendigkeit und Pünktlichkeit in ihren Geschäften. Nie sich selbst etwas Unwürdiges und Gemeines erlaubend, werden sie auch für sie das Muster eines anständigen und würdigen Betragens. Daher kommt es, daß die Kammermädchen in den vornehmen Häusern viel mehr gebildet sind, als die Hausjungfern in den bürgerlichen. Daher kommt es, daß selbst die gemeinen Mägde, wenn sie jene Häuser verlassen, sich nicht mehr leicht in den Dienst in bürgerlichen schicken können, und nirgends bewährt sich das alte Sprichwort: wie der Herr, so der Knecht, wie die Frau, so die Magd, so wahr, als in den Häusern dieser vornehmen Damen.

7.

Die Frauen aus dem Bürgerstande, die Frauen der Beamten, Gelehrten, Kaufleute, rc. rc. haben zwar im Ganzen nicht die feine Bildung, wie die Frauen der vornehmen Welt. Wie sie selbst weniger gesellig sind, so bilden sich auch die geselligen Tugenden weniger bey ihnen aus. Die ungezwungene Artigkeit, die zuvorkommende Höflichkeit, die angenehme Leichtigkeit der Konversation, die ungekünstelte Art, sich zu produciren, das von Zudringlichkeit und Blödigkeit gleich weit entfernte Benehmen gegen unbekannte Personen, die die charakteristischen Eigenschaften der vornehmen Damen sind, fehlen mehr oder weniger bey allen bürgerlichen Frauen. Allein sie ersetzen diesen Mangel um so reichlicher durch andere weibliche Tugenden, deren zwar die Frauen aus den höhern Ständen in ihrer Art auch nicht ermangeln, die aber bey den bürgerlichen um so mehr in die Augen fallen, je weniger sie bey ihnen, wenn ich so sagen darf, so zu einem Ganzen zusammengeflossen sind, wie bey jenen. Diese Tugenden sind vorzüglich

Sittsamkeit, Häuslichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, eheliche Treue, zärtliche Mutterliebe, gute Kinderzucht, Verträglichkeit mit andern Frauen, Dienstfertigkeit gegen sie, liberale Behandlung der Dienstboten. Wohlbesitzen nicht alle bürgerliche Frauen diese Tugenden in gleichem Grade; vielen sind nur einige eigen, vielen fehlen sogar mehrere derselben. Aber diejenigen, die sie besitzen, sind desto achtungswürdiger, je mehr sie sich dieselben selbst erworben haben, und wie gering auch ihre Zahl seyn mag, so zeigen sie doch, wie weit auch die bürgerlichen Frauen in ihrer sittlichen Bildung in unserem jetzigen Zeitalter fortgeschritten sind.

8.

Endlich fehlt es auch in dem Handwerksstand, und selbst unter dem Landvolk, nicht an Frauen und Töchtern, die durch ihr öffentliches und häusliches Leben beweisen, daß auch unter ihnen die sittliche Kultur in unserem Zeitalter unverkennbare Fortschritte gemacht hat. Wenn sonst die Weiber der Hand-

werker und Taglöhner in ihren elenden Häusern in Schmutz und Unreinlichkeit lebten, wenn sie, von ihren Männern als stets bereit seyn sollende Stillerinnen ihres Triebes, und als dienstbare Lastthiere betrachtet, aller bessern menschlichen Gefühle ermangelten, wenn sie ihre Kinder, als lästige Zugaben zu ihrem übrigen Elend, wenn nicht mißhandelten, doch wenigstens auf die schnödeste Weise verwahrloßten, wenn viele von ihnen, auch nicht gerade durch Mangel genöthigt, ihre heranwachsende Söhne zum Bettel, ihre Töchter, oft schon vor ihrer Mannbarkeit, zur Liederlichkeit veranlaßten, wenn sie selbst ein liederliches Leben zu einem Erwerbsmittel machten, wenn überhaupt ihre ganze Aufführung der Ausdruck der größten Unwissenheit und Röhheit war, so sind sie jetzt fast durchgängig reinlicher in ihrem Anzug und in ihren Wohnungen, verständiger in Führung ihres Hauswesens, anhänglicher und treugesinnter gegen ihre Männer, zärtlicher und sorgsamer in der Pflege und Erziehung ihrer Kinder, gefälliger und dienstfertiger gegen ihre Nachbarinnen, freundlicher und anständiger im Umgang mit den-

selben, und überhaupt in ihrem Betragen gesitteter geworden. — Ein Gleiches gilt auch in seiner Art von den Bäuerinnen und ihren Töchtern. Auch bey diesen ist die vormahlige Rohheit der Sitten verschwunden. Wie die Männer gewandter, manierlicher, aufrichtiger, und uneigennütziger geworden sind, so sind auch die Weiber reinlicher, umgänglicher, offener, dienstfertiger, und die Töchter artiger, sittsamer, liebenswürdiger geworden. Ihre schüchterne Blödigkeit hat sich verloren. Sie haben angefangen, etwas auf sich zu halten. Neue unbekannte Gefühle sind in ihnen erwacht. Der Trieb zu gefallen ist in ihnen rege geworden, und an die Stelle der rohen Geschlechtslust ist das edlere Gefühl der Liebe getreten. Mit Wohlgefallen sieht jetzt der Städter die blühenden Dorfschönen, und vornehme und bürgerliche Frauen sehen die gebildetern von ihnen gern als Dienstboten in ihren Häusern.

9.

Aber so unverkennbar auch die Fortschritte sind, welche die sittliche Kultur, sowohl bey

dem weiblichen als männlichen Geschlecht, in unserem jetzigen Zeitalter gemacht hat, und so unläugbar es ist, daß dieselbe in keinem frühern Zeitalter die Sufe erreicht hat, auf welcher sie gegenwärtig steht, so verdient doch unser Zeitalter diesen Lobspruch nur in so fern, als er sich bloß auf das Aeußere der Handlungsweise der jetzigen Menschen bezieht. Diese hat allerdings das Gepräge der Sittlichkeit jetzt weit mehr, als sie es jemahls gehabt hat. Aber die äußere Sittlichkeit der Handlungsweise gestattet keineswegs einen sichern Schluß auf die innere Sittlichkeit oder die sittliche Gesinnung. Zwar gibt die Allgemeinheit dieser Handlungsweise in unserem jetzigen Zeitalter einen unwidersprechlichen Beweis, daß jetzt die Menschen einen ungleich höhern Werth auf eine solche Handlungsweise legen, als vormahls, und es ist auch gar kein Zweifel, daß dieselbe bey einem großen Theil unserer jetzigen Menschen der Ausdruck wahrer sittlicher Gesinnung ist. Allein bey einem ungleich größern Theil entspringt die sittliche Handlungsweise offenbar nicht aus dieser reinen Quelle. Bey den Meisten ist sie ohne Zweifel

bloß die Wirkung der Angewöhnung oder der Nachahmung. Sie sind von Jugend auf an diese Handlungsweise gewöhnt, und üben sie, wie jede andere Gewohnheit, ihr ganzes Leben hindurch fort. Sie sehen, daß Andere so handeln, und sie handeln gleichsam instinktmäßig auch so. Bey Andern, die über ihre Handlungen mehr nachdenken, und sehen, daß eine sittliche Handlungsweise vortheilhafter ist, als eine unsittliche, ist der Vortheil die Triebfeder, die bey ihnen wirkt, und sie handeln bloß sittlich, weil sie einsehen, daß sie so ihre selbstsüchtigen Zwecke besser erreichen können. Bey noch Andern endlich, die in ihrer Jugend gehört haben, daß unsittliche Handlungen sich selbst strafen, und vielleicht durch selbst wahrgenommene Beyspiele solcher natürlichen Strafen geschreckt sind, wirkt bloß die Furcht vor diesen Strafen, und ihre Handlungsweise ist von einem nicht viel größern Werth, als die Bekehrungen der armen Sünder, die sich vor der Hölle fürchten. Eine wahrhaft sittliche Handlungsweise setzt, wenn sie diesen Nahmen verdienen soll, nothwendig eine sittliche Gesinnung voraus, und wo diese fehlt, da

kann zwar die Handlungsweise ganz den Schein einer sittlichen haben, aber wahrhaft sittlich ist sie nicht. Dieß ist sie nur, wenn sie der reine Ausdruck der innern Sittlichkeit oder der sittlichen Gesinnung ist. Diese innere Sittlichkeit ist die allein lautere Quelle, woraus alle Handlungen fließen müssen, wenn ihnen ein wahrer sittlicher Werth zukommen soll, und der wesentliche Unterschied zwischen jener äußern und dieser innern Sittlichkeit beruht auf der Verschiedenheit der Triebfedern, die bey beyden wirken. Bey der äußern Sittlichkeit sind auch diese Triebfedern bloß äußere, und das Hauptmerkmahl, daß bloß solche äußere Triebfedern wirken, ist die Ungleichförmigkeit und Unsicherheit der Handlungsweise, weil alle diese Triebfedern weder zu allen Zeiten wirksam sind, noch auch zu allen Zeiten mit der gleichen Stärke wirken. Bey der innern Sittlichkeit hingegen ist die Triebfeder immer nur eine und dieselbe, das immer gleich wirkende Princip, das unwandelbare ewige Gesetz der Vernunft, und das Hauptmerkmahl, daß dieses Princip die Handlungsweise bestimmt,

ist die Gleichförmigkeit und Sicherheit der Handlungsweise, — das einzige Merkmahl, aus welchem wir auf das Daseyn sittlicher Gesinnung oder eines sittlichen Charakters schließen.

10.

Diesen Unterschied der äußern und innern Sittlichkeit noch deutlicher darzustellen, wollen wir die Handlungsweise, die man mit dem Nahmen einer sittlichen zu belegen pflegt, etwas näher betrachten, und zuerst die Tugend der Mäßigung nehmen. Mäßigkeit, Nüchternheit, Keuschheit sind Tugenden, die wir vor allen andern von einem Menschen, der Anspruch auf sittliche Bildung macht, zu fordern berechtigt sind, und wirklich sehen wir auch unzählige Menschen aus allen Ständen diese Tugenden üben. Allein bey wie vielen Menschen ist wohl die Quelle derselben die innere Sittlichkeit? — Bey dem größten Theil der mäßigen Menschen ist die Ursache ihrer Mäßigkeit offenbar ein minder reitzbares Temperament. Ihre sinnlichen Triebe sind

schwächer, der Reitz zu ihrer Befriedigung ist geringer, und ihre Beherrschung fordert um so weniger moralische Kraft, je mehr diese Menschen von Jugend auf an ein mäßiges Leben gewöhnt sind. — Bey Andern ist der Grund ihrer Mäßigkeit die Sorge für ihre Gesundheit. Sie wissen, daß Unmäßigkeit schadet, und vermeiden daher sorgfältig jeden Exceß, sowohl im Essen und Trinken, als in der Befriedigung der Geschlechtslust. Ihre hypochondrische Aengstlichkeit veranlaßt sie zu der skrupulösesten Auswahl der Speisen, sie getrauen sich nicht ein Glas Wein zu trinken, weil sie den Wein für zu hitzig halten, sie sind die enthaltsamsten Ehemänner, und die Furcht vor galanten Krankheiten bewahrt sie vor allen Ausschweifungen der ungesetzlichen Liebe. — Bey noch Andern ist die Mäßigkeit, Nüchternheit und Keuschheit, die man als Tugenden an ihnen preist, die Wirkung des Geitzes. Sie würden gern an einer wohlbesetzten Tafel schwelgen, gern ein gutes Glas Wein, und wohl auch öfters eines zu viel trinken, gern mit einem schönen jungen Mädchen zuweilen eine Schäferstunde feyern;

aber diese Freuden kosten viel Geld, und sie entsagen ihnen, weil der solidere Mammon in ihren Schränken einen größern Reitz für sie hat, als diese vorübergehenden sinnlichen Genüsse. — Bey noch Andern, bey denen es weder an Temperament, noch an Lust, Geld zu ihrem Vergnügen auszugeben, noch an Leichtsinn fehlt, die bösen Folgen der Unmäßigkeit zu vergessen, ist ihre Mäßigkeit die Wirkung ihrer natürlichen oder angebornen Schüchternheit. Sie möchten gern überall geniessen, wo es etwas zu genießen gibt, aber sie sind nicht so keck es zu thun; sie müssen erst den Muth dazu bekommen, und daß es ihnen zuvor an Muth gefehlt hat, beweisen die Ausschweifungen, denen sie sich überlassen, wenn sie entweder in den ersten selbst gewagten Versuchen glücklich gewesen sind, oder gute Freunde gefunden haben, die ihnen mit ihrem Beyspiele vorangingen. — Bey noch Andern endlich sind es andere Neigungen und Leidenschaften, von denen sie beherrscht werden, und ihre Mäßigkeit ist die Folge des Uebergewichts, welches die Neigungen und Leidenschaften über ihre sinnlichen Triebe erhalten

haben. Die Triebe sind nicht beherrscht, sie sind bloß unterdrückt, oder ihre Befriedigung wird bloß vernachläßigt, weil die Leidenschaften, die sie beherrschen, stärker sind, als die Triebe. Dieß ist besonders der Fall bey Ehrgeitzigen und Herrschsüchtigen, und nicht selten auch bey religiösen Menschen. Die weitaussehenden Plane, die die Ehrgeitzigen und Herrschsüchtigen verfolgen, lassen, indem sie ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen, weder in ihrem Kopf noch in ihrem Herzen Raum für andere Beschäftigungen und Neigungen. Nur mit der Ausführung ihrer Entwürfe beschäftigt, entsagen sie allen andern Freuden des Lebens. An der reichsten Tafel sitzen sie sinnend auf ihre wichtigern Angelegenheiten, und die köstlichsten Gerichte, die lieblichsten Weine, die ihnen dargeboten werden, lassen sie entweder ungenossen vorübergehen, oder sie kosten sie, ohne zu fühlen was sie gekostet haben. — Ein Gleiches gilt auch mehr oder weniger von den religiösen Menschen. Minder unempfindlich für die sinnlichen Genüsse, würden sie sich manche dieser Genüsse gern erlauben, und wenn es mit guter Art seyn kann, erlauben

sie sich dieselben wirklich. Aber der Schein der Heiligkeit, den sie um sich zu verbreiten suchen, der geistliche Stolz, der ihnen nicht erlaubt, sich den Kindern der Welt gleich zu stellen, macht ihnen die Tödtung des Fleisches zur ersten Pflicht, und wie schwer sie auch der Kampf mit dem Fürsten der Finsterniß manchmahl ankommt, so bestehen sie doch diesen Kampf oft glücklich, weil ihr Stolz größer ist, als die Macht der sinnlichen Triebe, in deren Unterdrückung sie denselben vorzüglich setzen. — Alle diese Menschen, so sehr auch ihre Mäßigkeit das Gepräge der Sittlichkeit an sich trägt, sind gleichwohl nichts weniger als wahrhaft sittliche Menschen. Es sind durchaus bloß äußere Triebfedern, die bey ihnen wirken, und sobald diese Triebfedern entweder schwächer werden, oder aufhören wirksam zu seyn, ist es auch um ihre Mäßigkeit geschehen. Sie sind wie die abgerichteten Affen, die Komödie spielen, und augenblicklich aus ihrer Rolle fallen, wenn ihnen Nüsse vorgeworfen werden. Der alte Adam in ihnen ist nicht getödtet, er schläft nur, und er erwacht, sobald das Opium zu wirken aufgehört hat. Der Ehrgeitzge,

wenn er seine Plane durchgesetzt hat, und nicht gleich wieder zu neuen übergeht, wird nicht selten wieder eben der Wüstling, der er vorher war. Der Religiöse, wenn es ihm aus irgend einer Veranlassung unter den Kindern des Lichts nicht mehr gefällt, wird oft noch ein ärgeres Weltkind, als die, auf welche er zuvor mit Verachtung heruntersah, so wie der Geitzige, wenn es je so weit mit ihm kommt, daß er endlich des Erwerbens und Sparens satt wird, sich in einen Verschwender verwandelt, und seinen Lüsten denn desto freyer den Zügel schießen läßt. Bloß Menschen von kaltem Temperament, auf die Nichts einen besondern Reitz macht, die bloß essen und trinken, weil es sie hungert und dürstet, und weil es eben jetzt Essenszeit ist, die auch das schönste Frauenzimmer ansehen, wie eine marmorne Bildsäule, die bey dem Gesange der Musen und den Tänzen der Grazien fühllos bleiben, und selbst am Busen der Venus einschlafen, nur diese Menschen können sich ohne Mühe in ihrer Enthaltsamkeit gleich bleiben. Aber sie sind dafür auch nur Halbmenschen, bey welchen nicht einmahl von äußerer, noch viel

weniger von innerer Sittlichkeit, die Rede seyn kann.

11.

Innere Sittlichkeit, wenn sie sich durch die Tugend der Mäßigkeit aussprechen soll, muß auch den Versuchungen zur Unmäßigkeit zu widerstehen vermögen. Sie muß eine so tief gegründete, und so anhaltend rege Stimmung des Gemüths seyn, daß nicht einmahl die Lust zu einer Handlung der Unmäßigkeit entstehen kann, ohne gleich bey ihrer Entstehung wieder unterdrückt zu werden. Sie muß vielmehr in der Gesinnung, als in den Handlungen, bestehen. Denn nicht der, der an einer wohlbesetzten Tafel bloß nicht schwelgt, sondern der, der auch dem Kitzel seines Gaumens zu widerstehen vermag, besitzt die Tugend der Mäßigkeit und Nüchternheit. Nicht der, der in dem Umgang mit einem schönen Mädchen sich bloß nicht vergißt, die Frau eines Andern bloß nicht verführt, und zur Befriedigung seiner Lust nicht mißbraucht, sondern der, der, wie die Schrift sagt, die Frau eines Andern

nicht einmahl ansieht, um ihrer zu begehren, besitzt die Tugend der Keuschheit. — Nur durch eine solche Gesinnung werden die einzelnen Tugenden der Mäßigkeit, Nüchternheit und Keuschheit zu der allgemeinen Tugend der Mäßigung, wodurch der Mensch nicht bloß seine thierischen Triebe, sondern auch alle seine Neigungen, Begierden und Leidenschaften zu beherrschen vermögend wird. Allein diese Tugend der Mäßigung, wenn sie wirklich Statt finden soll, setzt nathwendig voraus, daß das höhere Gesetz der Vernunft die Triebfeder derselben sey. Die Menschen, die auf ihren Besitz Anspruch machen wollen, müssen erkennen, daß es die Würde des Menschen fordere, mäßig zu seyn. Sie müssen die Beherrschung ihrer sinnlichen Triebe für ihre Pflicht halten, und sie müssen mäßig seyn, bloß weil es Pflicht ist. Aber eben so wenig dürfen sie auch auf der andern Seite diese Triebe unterdrücken. Sie dürfen nie vergessen, daß der Mensch ein sinnlich-vernünftiges Wesen ist, daß die Beherrschung der sinnlichen Triebe nicht in Unterdrückung derselben, sondern in ihrer Unterwerfung unter das höhere Gesetz der Ver-

nunft bestehe, daß sie auch Pflichten gegen ihre sinnliche Natur haben, daß die Erfüllung auch dieser Pflichten der Bestimmung des Menschen gemäß sey, ja, daß sie sogar ihre sinnlichen Genüsse zu ihren guten Handlungen rechnen dürfen, sobald sie die Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe mit ihren höheren Pflichten in Einklang gebracht haben. — Aber wie wenig sich bey den meisten Menschen, die in dem Ruf der Mäßigkeit, Nüchternheit und Keuschheit stehen, diese Tugenden zu der allgemeinen Tugend der Mäßigung erhoben haben, zeigt ihr Benehmen, wenn sie in Fälle kommen, wo die Versuchung zur Unmäßigkeit, Trunkenheit und Unkeuschheit größer ist. Wie oft sieht man nicht auch die mäßigsten Menschen bey großen Gastereyen sich den Magen überladen! Wie oft müssen nicht auch die nüchternsten von lustigen Gelagen betrunken nach Hause gebracht werden! Wie oft vergessen sich nicht auch die keuschesten bey schönen Mädchen und Weibern, wenn diese darauf ausgehen, durch unabsichtlich scheinende Enthüllung ihrer verborgenen Reitze ihre Begierden zu erregen! Wie jede Tugend, müssen auch die Tugenden

der Mäßigkeit, Nüchternheit und Keuschheit, gleich dem Golde, im Feuer bewährt werden. Sie müssen schwerern Proben ausgesetzt, schärfern Prüfungen unterworfen werden, und wenn sie diese nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen zu bestehen vermögen, verdienen sie den Nahmen wahrer Tugenden nicht, weil sie sich nicht zu der allgemeinen Tugend der Mäßigung erhoben haben.

12.

Was von der Tugend der Mäßigung gesagt worden, das gilt auch von allen andern Tugenden, und es ist um so nöthiger, hiebey auf den Unterschied der äußern und innern Sittlichkeit aufmerksam zu machen, je wichtiger die Tugenden, von denen wir jetzt sprechen, für das gesellige Leben sind, ich meyne die Tugenden der Bescheidenheit, der Höflichkeit, der Uneigennützigkeit, der Gerechtigkeit, des Muths oder der Tapferkeit.

Auch diese Tugenden sehen wir in unserem jetzigen Zeitalter allgemein üben, und es ist

kein Zweifel, daß sie bey sehr vielen Menschen aus allen Ständen aus der reinen Quelle der innern Sittlichkeit fließen. Allein bey dem größten Theil wirken, wie bey der Tugend der Mäßigkeit, bloß äußere Triebfedern, Begierde nach Lob, Wunsch zu gefallen, Sucht zu glänzen, Streben nach Reichthümern und Ehrenstellen, Begierde sich über Andere emporzuschwingen, u. s. w. Von allen diesen Triebfedern ist keine rein sittlicher Art, und die Uebung jener geselligen Tugenden, wie wohlthätig sie auch für das gesellige Leben ist, erhöht deßwegen ihren innern Werth wenig oder gar nicht.

Wir wollen zuerst die Bescheidenheit und die Höflichkeit nehmen. Wie erfreulich und wohlthuend auch die freundliche Miene und die herablassende Höflichkeit, die wir bey so vielen vornehmen Männern, die holde Freundlichkeit, die ungezwungene Artigkeit, die wir bey so vielen vornehmen Frauen wahrnehmen, für Menschen aus den niedern Ständen sind, wie angenehm anch die vornehme Welt sich durch diese Tugenden das Leben selbst macht, wie sehr endlich auch die vor-

nehme Welt durch den Besitz dieser Tugenden allen andern Ständen zum Muster sittlicher Bildung von jeher gedient hat, und ohne Zweifel immer dienen wird, so ist doch all der schöne Schein von Sittlichkeit, der die vornehme Welt so vortheilhaft auszeichnet, allzu oft nur ein sehr leerer Schein. Unter der Hülle der Bescheidenheit und Höflichkeit verbergen sich vielfältig Hochmuth und Stolz, unter der Hülle der Gefälligkeit und Dienstfertigkeit Falschheit und Eigennutz, unter der Hülle der Freundlichkeit und Artigkeit, mit welcher sich besonders die Damen einander begegnen, Scheelsucht, Neid, Eifersucht, und andere gehässige Neigungen und Leidenschaften. Vorzüglich beobachten wir diese sittlichen Maskeraden an den Höfen der Fürsten und bey dem hohen Adel. Hier liegt Alles daran, sich zusammen zu nehmen, und allerdings erscheinen auch hier jene Tugenden in ihrer glänzendsten Gestalt. Aber auch die Falschheit, der Neid, die Eifersucht, die Schadenfreude, sind nirgends so zu Hause, wie hier, und je sorgfältiger sie unter der Maske jener geselligen Tugenden versteckt werden, desto

stärker kochen sie im Innern, desto giftiger werden sie durch ihre Zurückhaltung. Die Falschheit der Hofleute ist längst zum Sprichwort geworden, und was insbesondere den weiblichen Theil derselben betrifft, so gibt es kaum etwas trügerischeres in der Welt, als die freundliche Miene, die eine Dame der andern macht, und die Küsse, die eine der andern gibt, wenn sie zusammenkommen oder von einander scheiden.

Selbst das aufrichtige, aus einem wahren guten Herzen entspringende Wohlwollen ist weit öfter eine Temperamentseigenschaft, als eine wahre Tugend. Es muß, wenn es diesen Nahmen verdienen soll, allgemein gegen alle Menschen seyn. Es darf sich nicht bloß auf unsere Anverwandten, auf unsere Freunde, auf Menschen, deren Wohlwollen wir wieder brauchen, oder die wir, aus welcher Ursache es sey, in besondere Affektion genommen haben, beschränken. Allein bey wie wenigen Menschen finden wir dieses allgemeine Wohlwollen! Wie partheyisch sehen wir oft auch die gutmüthigsten Menschen bey den Erweisungen ihres Wohlwollens handeln! Wie oft sehen wir hier einen Bettler

abweisen, dessen scheußliche Gestalt mißfällt, und dort einem minder armen Mädchen ein Allmosen reichen, weil es eine angenehme Gesichtsbildung hat! Wie oft sehen wir auch dem würdigsten Menschen, den man nicht kennt, eine Bitte versagen, und dem minder würdigen, weil man ihn kennt, die nehmliche Bitte gewähren! Wie viele Menschen, zumahl aus den höhern Ständen, sehen wir endlich, die sich bey den Erweisungen ihres Wohlwollens gleichsam nach dem Wetter richten, die heute ihr Wohlwollen verschwenden, und morgen damit geitzen, gleich der Sonne im April, die in der einen Stunde scheint, und in der andern ihr Angesicht hinter Wolken verbirgt, — eine Laune, die die Schmeichler zwar höflich genug sind, Hypochondrie zu nennen, die aber unter einem auch noch schönern Nahmen gleichwohl eine wahre Untugend ist.

13.

Eine gleiche Bewandtniß hat es auch mit der Uneigennützigkeit, der Gerechtigkeit und der Tapferkeit. Mag auch die

Uneigennützigkeit bey sehr vielen Individuen die Wirkung wahrer Freygebigkeit, die Frucht einer wirklich sittlichen Gesinnung seyn, so ist sie doch bey ungleich mehrern offenbar eine bloße Ostentation, und die Triebfedern, die bey ihrer Ausübung wirken, sind, wenn nicht gar das entgegengesetzte Laster, entweder Begierde nach Lob oder Sucht zu glänzen. Solche Menschen geben die reichlichsten Allmosen; sie unterstützen Verunglückte mit den reichlichsten Beyträgen; sie helfen Unbemittelten zur Ausführnng ihrer Unternehmungen durch die freygebigsten Unterstützungen. Aber sie verlangen, daß ihre uneigennützigen Handlungen in die Zeitungen gesetzt werden, und wenn sonst Niemand davon reden will, so reden sie selbst davon, nach Art der Autoren, die ihre Schriften selbst recensiren, oder der Hühner, die gackern, wenn sie ihre Eyer legen.

14.

Nicht anders verhält es sich auch mit der Gerechtigkeit. Nur wenige Menschen sind aus Grundsätzen gerecht, die meisten sind es

aus Furcht vor der Schande, und den Strafen, die auf ungerechte Handlungen zu folgen pflegen, ja manche sind es sogar aus Ungerechtigkeit, damit die ungerechten Handlungen Anderer durch den Kontrast mit den ihrigen desto besser in die Augen fallen. So habe ich selbst ehmals einen Mann gekannt, der in dem Erziehungsinstitut, an welchem er als Aufseher stand, die größte Billigkeit und Gerechtigkeit gegen die seiner Aufsicht untergebenen Zöglinge ausübte; aber er that dieß nur so lange, als er seinen Mitaufseher in diesen Tugenden zu übertreffen suchte. Sobald dieser weg war, und einem andern Platz gemacht hatte, der ihm in der Denkungsart gleicher war, zeigte er sich eben so unbillig und ungerecht, wie dieser. Solche aus Ungerechtigkeit gerechte Menschen sind freylich selten; aber wie viele Menschen, von denen wir mit Recht erwarten, daß sie gerecht seyn sollten, finden wir wirklich gerecht? Ich rede hier nicht von den Richtern, deren Berufspflicht die Handhabung der Gerechtigkeit ist, denn hier ist die Gerechtigkeit Schuldigkeit, keine Tugend, sondern ich rede von der Gerechtigkeit im geselligen Leben, von

der freywilligen Ausübung dieser Tugend, und frage, wie viele Menschen wohl diese Tugend wirklich besitzen? Nicht die Gerechtigkeit, sondern der Eigennutz regiert die Welt, und nichts ist seltener in der Welt, als ein wahrhaft gerechter Mann. Wo keine selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen sind, wo keine Leidenschaften ins Spiel kommen, wo es überhaupt gleichgültig scheint, was geschieht, da mag wohl Gerechtigkeit ausgeübt werden; allein da ist sie auch keine Tugend. Im Kampf mit dem Eigennutz, im Streit mit den Leidenschaften, in der Kollision der Pflichten, muß sie sich äußern, wenn sie ihren Nahmen verdienen soll. Aber hier ist es eben, wo der bloß scheinbar gerechte Mann gewöhnlich zu Schanden wird. Die Gunst der Großen, die Intriguen der Weiber, die Protektionen gewandter Kammerdiener, das Vorwort einer schönen Schauspielerin oder Tänzerin, die Kunst zu schmeicheln, die angenehmere Art sich zu produciren, die Familienverbindungen, und andere Konnexionen, zu welchen Ungerechtigkeiten verleiten nicht diese und noch viele andere Dinge dieser Art! Wie oft sieht man den verdientesten Mann, der eine

Anstellung sucht, von einem minder Verdienten verdrungen werden! Wie oft wird der rechtschaffenste Mann gekränkt, weil er das Unglück hat, einer schönen Dame zu mißfallen! Wie oft wird der unschuldigste Mann verfolgt und mißhandelt, weil er es, vielleicht ohne es selbst zu wissen, an dem schuldigen Respekt gegen einen eiteln Großen fehlen ließ! Ja wie oft muß selbst der tugendhafteste Mann wenn er arm ist, einem reichen weichen, dessen ganzes Verdienst sein Reichthum ist, weil in den Augen so vieler Menschen Reichthum mehr gilt, als das größte Verdienst, wenn es der einzige Reichthum eines Mannes ist!

15.

Dieselbige Bewandtniß hat es auch mit der Tapferkeit, der Tugend, deren sich vorzüglich der Militärstand rühmt. Davon nichts zu sagen, daß es auch eine Tapferkeit des Körpers gibt, die gleichsam im Blut liegt, und die der Prinz Condé gemeynt hat, wenn er einst äußerte, daß man von einem Mann nicht unbedingt sagen könne, daß er tapfer

sey, sondern daß er sich nur an diesem oder jenem Tage tapfer gehalten habe, so ist auch die Tugend der Tapferkeit nur selten rein sittlicher Art. Weit in den meisten Fällen sind die Triebfedern, die bey derselben wirken, das aufmunternde Beyspiel Anderer, die Begierde, sich auszuzeichnen, die Hoffnung, durch den bewiesenen Muth bey einer wichtigen Affaire, durch die bewiesene Kühnheit bey Erstürmung einer Festung, durch die bewiesene Besonnenheit und Entschlossenheit bey einem gefährlichen und zweifelhaften Unternehmen, ꝛc. ꝛc. einen Orden zu erhalten, oder eher in der Armee befördert zu werden, — also offenbar bloß äußere Triebfedern. Aber die wahre Tugend der Tapferkeit muß, wie alle andere Tugenden, aus einer innern Quelle entspringen, sie muß aus der Ueberzeugung hervorgehen, daß Tapferkeit ein wesentlicher Bestandttheil des sittlichen Charakters, daß es für jeden Menschen, der Anspruch auf diesen Charakter macht, Pflicht sey tapfer zu seyn. Nur diese Ueberzeugung von der Pflichtmäßigkeit der Tapferkeit, ohne die keine tapfere Gesinnung, kein wahrer Muth möglich ist, macht, daß

der wahrhaft tapfere Mann zu allen Zeiten und unter allen Umständen tapfer ist, — nicht bloß im Kriege, wenn es hier gleich das größte Gut des Menschen, sein Leben, gilt, sondern auch da, wo andere, nicht minder große Siege zu erringen sind, die Siege, die er durch Bekämpfung seiner Begierden und Leidenschaften, durch seine Standhaftigkeit im Unglück, durch seine Geduld im Leiden, durch seine Entschlossenheit in Gefahren, durch seine Festigkeit in seinen Vorsätzen, durch seine Beharrlichkeit in ihrer Ausführung, durch seine Erhabenheit über alle Versuchungen, denen seine Sittlichkeit ausgesetzt werden mag, durch sein immer gleiches, durch nichts zu störendes Fortwandeln auf dem Wege des Rechten und Guten, davon trägt. Nur ein solcher Sieger ist der wahre tapfere Mann, der Mann, den Horaz so trefflich schildert, wenn er von ihm sagt:

Iustum et tenacem propositi virum
Non civinm ardor prava jubentium,
Non vultus instantis Tyranni
Mente quatit solida — —
  Si fractus illabatur orbis,
  Impavidum ferient ruinae.

Aber auf wie viele Männer paßt wohl diese Schilderung? Wie viele haben den Muth, dem Angesicht eines Tyrannen gegenüber als feste Vertheidiger der Wahrheit zu stehen? Wie viele bleiben ihrem Charakter getreu, wenn sie, umgeben von einem wüthenden Volkshaufen, sich zu einer schändlichen That verstehen sollen? Wie viele, selbst vom Militärstand, die sonst vor der Mündung einer Kanone unerschüttert stehen, sind auch geduldige Kranke, tapfere Besieger ihrer Leidenschaften, muthige Vertheidiger einer gerechten Sache, wenn die Ehre ihres Standes damit in Kollision kommt?

16.

Was bisher von dem Unterschied zwischen äußerer und innerer Sittlichkeit gesagt worden, bezog sich vorzüglich auf das männliche Geschlecht; aber nicht minder groß ist dieser Unterschied auch bey dem weiblichen. Die Haupttugenden dieses Geschlechts sind Sanftmuth, Sittsamkeit, Häuslichkeit, Arbeitsamkeit, ehelige Treue, sorgsame Mutterliebe, und allerdings ist das Weib,

das alle diese Tugenden besitzt, die Krone der Schöpfung. Allein wie viele Frauenzimmer gibt es wohl, bey denen wir sie alle beysammen finden? Wie viele besitzen nur einzelne? Bey wie vielen sind selbst diese einzelnen wahre Tugenden?

17.

Sanftheit ist eine Eigenschaft, die dem weiblichen Geschlecht schon die Natur gegeben hat, indem sie es zarter, als das männliche organisirte. Aber als ein Geschenk der Natur ist sie noch keine Tugend, sie wird es erst, wenn sie zu einer Eigenschaft des Charakters, zur Sanftmuth, wird. Wer Gelegenheit gehabt hat, das weibliche Geschlecht näher kennen zu lernen, wird gern gestehen, daß es in allen Ständen der Frauen und Mädchen sehr viele gibt, die diese Tugenden besitzen. Aber nicht alle, die sanft scheinen, sind auch wirklich sanft. Sie sind es nur bey Gelegenheiten, wo sie durch ihr sanftes Betragen gefallen, oder andere Zwecke erreichen wollen — die sanftesten Seelen in Gesellschaften, aber die ungeberdigsten zu Hause, die zanksüchtigsten

Frauen, die eigenwilligsten ungehorsamsten Töchter. Ein Wunsch, der ihnen versagt, ein neues Kleid, das ihnen verweigert wird, kann sie in eine Wuth setzen, in welcher sie sich selbst nicht mehr kennen, und doch — so ein bewegliches Ding ist es um das weibliche Herz! — vermögen die Wüthenden so viel über sich, daß sie sich augenblicklich in fromme Lämmer verwandeln, so wie eine fremde Person in das Zimmer tritt. Was solche Frauen für ihre Männer, was solche Töchter für ihre Aeltern, was beyde für das Hausgesinde sind, ist leicht zu erachten. Aber eben die Kunst, sich zu verstellen, in welcher sie so große Meisterinnen sind, macht das Urtheil über ihren Charakter oft lange zweifelhaft. Indessen kommt doch früher oder später die Zeit, wo sie sich verrathen, und dann einen desto überzeugendern Beweis geben, was für ein unsicheres und unlauteres Ding es um die weibliche Tugend der Sanftmuth ist.

13.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es auch mit der zweyten weiblichen Tugend, mit der Sitt-

samkeit. — Unstreitig ist die Sittsamkeit eine der vornehmsten Tugenden des weiblichen Geschlechts, und nichts ist natürlicher, als daß Frauen und Mädchen nach nichts so sehr streben, als sich in den Ruf dieser Tugend zu setzen, und darin zu erhalten. Allerdings verdienen sehr viele Frauen und Mädchen diesen Ruf wirklich. Allein bey eben so vielen ist ihre Sittsamkeit bloßer Schein. Sie sind nur sittsam, wenn sie darauf ausgehen, es zu seyn, und ihre Züchtigkeit geht hier nicht selten so weit, daß sie über jedes zweydeutige Wort erröthen, als ob dadurch ihr Ohr auf das stärkste beleidigt, ihr Zartgefühl auf das schmerzlichste verwundet würde. Allein dieses Zartgefühl ist bloß Ziererey, ja oft bloß ein Netz, das sie auswerfen, und was die Fische, die sie fangen, sich mit ihnen erlauben dürfen, mögen diejenigen sagen, die sich kein Gewissen daraus machen, die weibliche Schwachheit zu mißbrauchen. Auch in sittlicher Beziehung ist das weibliche das schwächere Geschlecht, und wenn eine sonst brave Frau in einer unglücklichen Stunde sich vergißt, ein zuvor unschuldiges Mädchen fällt, so ist es vielmehr die

Schuld des Mannes, der die weibliche Tugend ehren und schützen soll, als die ihrige. Aber die reine Unschuld der Mädchen, die wahre Keuschheit der Frauen, ist nicht so häufig, als man dem ersten Ansehen nach glauben sollte, und zumahl in unserer jetzigen Zeit. Wie sich die Frauen und Mädchen in Gesellschaften zeigen, so sittsam, so züchtig sind nicht alle auch zu Hause. Kourmacher zu haben, ist jetzt, wenigstens in den größern Städten, fast allgemein Mode, es gehört da zum feinen Ton, und man findet eben nichts Arges daran. Aber die Kourmacher sind oft mehr als Kourmacher, und sie sind eben deßwegen um so willkommener. — Wie die Sanftmuth, muß auch die Sittsamkeit, wenn sie den Nahmen einer Tugend verdienen soll, eine Gesinnung seyn, sonst ist sie bloß eine äußere Zierde, die eben so leicht abgelegt werden kann, als ein schöner Kopfputz, da hingegen die sittsame Gesinnung eine immer gegenwärtige Eigenschaft ist, die das Weib nie im Stiche läßt, wenn ihre Sittsamkeit auch auf eine noch so schwere Probe gesetzt wird. Aber wie viele Frauen und Mädchen, so sittsam sie auch

äußerlich scheinen mögen, besitzen wohl diese Gesinnung? Wie viele unterliegen nicht gleich schon der ersten Probe, und wenn sie sie auch bestehen, wie viele gehen auch bey den folgenden immer siegreich aus dem Kampfe?

19.

Die dritte weibliche Tugend ist die Häuslichkeit. Sie ist vorzüglich die Tugend der Frauen; sie darf auch den reichsten nicht fehlen, und diese werden dadurch nur um so achtungswürdiger. Allein auch diese Tugend — wie selten ist sie nicht in unserem Zeitalter! Wie viele Frauen besuchen nicht lieber Gesellschaften, Bälle, Schauspiele und andere Lustbarkeiten, als daß sie sich um ihre Wirthschaft bekümmern! Wie viele überlassen ihr Hauswesen ihrem Gesinde, selbst ohne von dessen Treue überzeugt zu seyn! Wie viele stürzen ihre Männer ins Verderben, weil sie keine verständige und emsige Haushälterinnen sind! Man frage, wenn man von untreuen Beamten, von bankerotten Kaufleuten, von verdorbenen Gewerbsleuten hört, was die Ursache

dieser verschuldeten oder unverschuldeten Unglücksfälle sey? und man wird in den meisten Fällen die Antwort erhalten, daß sie immer brave, fleißige, emsige Männer gewesen, daß aber ihre Frauen nichts taugten, weil sie die Wirthschaft entweder nicht verstanden, oder sich derselben nicht angenommen haben. Den Frauen in den höhern Ständen, die entweder sehr reich, oder deren Männer sehr hoch besoldet sind, wäre dieser Mangel an Häuslichkeit noch zu verzeihen. Sie bedürfen dieser Tugend nicht nur weniger, sondern sie sind auch zu derselben weniger verbunden, weil es ihr Stand mit sich bringt, daß sie ihr Leben mehr in Gesellschaft, als zu Hause, zubringen. Desto unnachsichtlicher hingegen wird diese Tugend von den bürgerlichen Frauen gefordert, weil sie ihnen schlechterdings unentbehrlich ist, wenn der Wohlstand ihrer Familien aufrecht erhalten, die Männer nicht von Nahrungssorgen gequält, die Söhne nicht zu Verschwendern erzogen, die Töchter nicht durch das Beyspiel ihrer Mütter schon in dem älterlichen Hause schlechte Wirthinnen werden sollen. Gleichwohl sind es gerade die bürgerlichen Frauen, bey

denen wir die Tugend der Häuslichkeit oft noch weniger antreffen, als in den vornehmen adelichen Häusern. Die reichern Frauen glauben dieselbe entbehren zu können, weil sie, verblendet von ihrem Reichthum, sich einbilden, den nie versiegenden Oehlkrug in ihrem Hause zu haben, und die minder reichen verführt die Eitelkeit, es den reichern gleich zu thun, zu der nehmlichen Vernachlässigung dieser unentbehrlichen weiblichen Tugend. Daher sehen wir so viele Männer bey dem erfreulichsten Fortgang ihrer Geschäfte doch nicht vorwärts kommen, daher so viele Söhne auch unbemittelter bürgerlicher Aeltern, die zu Hause nur Geld ausgeben sehen, in Kaffehäusern, auf Bällen, und überall, wo sie hinkommen, so verschwenderisch, daher so viele Töchter, wenn sie Frauen werden, eben so unhäuslich und unwirthschaftlich, wie ihre Mütter.

Jedoch von solchen unhäuslichen Frauen ist hier eigentlich nicht die Rede. Diese machen kein Geheimniß aus ihrer Unhäuslichkeit, und gewöhnlich sind sie auch im Publikum als schlechte Wirthinnen bekannt genug. Allein es gibt noch eine andere, nicht minder zahl-

reiche Klasse von unhäuslichen Frauen, die zwar gute Wirthinnen zu seyn scheinen, und als solche nicht selten auch in einem großen Ruf stehen. Aber ihre Häuslichkeit ist bloß leerer Schein, und der Ruf der Wirthschaftlichkeit, in dem sie stehen, ein bloß usurpirter Ruf. Entweder sind sie wirthschaftlich aus übertriebener Sparsamkeit, und ihre Häuslichkeit ist die Wirkung des Geitzes. Oder sie sind geitzig und üppig zugleich, sie wollen in ihren Häusern gut eingerichtet seyn, sie wollen sich schön und modehaft kleiden, sie wollen Lustparthien mitmachen; aber dieser Aufwand soll sie nicht viel kosten, und sie sparen daher am unrechten Ort, geben ihren Männern eine schlechte Kost, füttern ihre Kinder mit Kartoffeln, schmälern den Lohn ihrer Dienstboten, geben ihnen zu essen für Hungersterben, leihen auf Pfänder, und schämen sich auch der niedrigsten Erwerbsmitttel nicht, wenn sie nur dabey den Ruf wirthschaftlicher Frauen behaupten.

20.

Nicht anders verhält es sich auch mit der vierten weiblichen Tugend, mit der Tugend

der Arbeitsamkeit. — So unentbehrlich auch diese Tugend dem weiblichen Geschlecht ist, so finden wir sie doch vorzüglich nur da, wo es Noth thut, arbeitsam zu seyn, wo zur Erhaltung der Familie auch der weibliche Theil arbeiten muß. Allein wo dieses nicht der Fall ist, wo es von dem Willen der Frau und Töchter abhängt, ob sie arbeiten wollen oder nicht, da ist die Arbeitsamkeit eine eben so seltene Tugend, als ihre Schwester, die Häuslichkeit. Zwar sieht man viele Frauen und Mädchen, sowohl bürgerliche als adelige, die nie müssig gehen, aber was sie treiben, sind bloß sogenannte feine Arbeiten, die zum Putze gehören, die ungleich nöthigern Arbeiten hingegen, wie Nähen, Stricken, u. s. w. überlassen sie lieber andern, oder sie befassen sich damit bloß, wenn sie sich entweder die Langeweile damit vertreiben, oder in Gesellschaften zeigen wollen, daß sie es nicht unter ihrer Würde halten, ihre Strümpfe selbst zu stricken. Gearbeitet wird auf diese Art allerdings, aber die Arbeitsamkeit ist hier keine Tugend. Soll sie Tugend seyn, so darf sie nicht bloß zum Zeitvertreib dienen, sie darf nicht bloß Mittel

zur Befriedigung der Eitelkeit, nicht bloß Ostentation seyn. Allein man sehe den größten Theil unserer jetzigen Frauen, selbst bürgerlichen Standes, wenn sie nicht aus Noth arbeiten müssen, und man wird nicht in Abrede seyn können, daß die Arbeitsamkeit eine eben so seltene Tugend unter ihnen ist, als die Sanftmuth, die Sittsamkeit, und die so nahe mit ihr verwandte Häuslichkeit.

21.

Was die fünfte weibliche Tugend, die ehelige Treue, betrifft, so besteht diese nicht bloß in der Sittsamkeit, die bey den Frauen insbesondere Keuschheit heißt, sondern sie besteht in der Erfüllung jeder Pflicht, die ihnen der Ehestand gegen ihre Männer auflegt. Der Mann ist das Haupt der Familie, ihr Erhalter, ihr Versorger, ihr Beschützer. Die Frau ist seine Gehülfin, und Achtung für ihn, auch wenn er sie weniger verdient, Gehorsam gegen ihn, auch wenn seine Forderungen hart scheinen, Nachgiebigkeit gegen ihn, auch wenn er Unrecht zu haben scheint, stete Bereitwilligkeit, seine Wünsche zu erfüllen,

auch wenn sie Resignation kosten, immer gleiche Freundlichkeit, auch wenn er eine billige Bitte bloß aus übler Laune unerfüllt läßt, — das sind die Bestandtheile der Tugend, die allein des schönen und ehrenvollen Nahmens der ehelichen Treue würdig ist. — Daß eine Frau ihr Ehebette nicht befleckt, daß sie ihrem Mann gut haushält, daß sie sich die Pflege seiner Kinder angelegen seyn läßt, ist noch nicht genug. Sie muß auch ihren Gatten, wie er im gemeinen Leben der Herr heißt, wirklich als ihren Herrn ansehen; sie muß sich nicht gedrückt durch den Vorzug fühlen, den ihm die Natur und die Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft gegeben haben; sie muß, wenn sie es auch tief fühlt, wie eng gebunden das Glück des Weibes ist, erkennen, daß auch einem rauhen Gatten zu gehorchen Pflicht und Trost sey. Nur solche Frauen verdienen die Krone der Schöpfung genannt zu werden. Aber wie gering war von jeher ihre Zahl, wie gering ist sie besonders in unserem jetzigen Zeitalter! Nur wenige Frauen glauben, ihren Männern mehr schuldig zu seyn, als die Erfüllung der gemeinen ehe= ligen Pflichten. Von der hohen Bestimmung des

Weibes, die treue Gefährtin des Mannes auf dem dornenvollen Wege des Lebens, die sanfte Bändigerin seines Uebermuths, die freundliche Zerstreuerin seiner übeln Launen, der holde Schutzengel seiner Tugend zu seyn, haben nur wenige einen Begriff, und noch wenigere wissen diese hohe Bestimmung zu erfüllen. Andere scheinen zwar einige Ahnung von dieser Bestimmung zu haben; aber sie sind entweder zu schwach, sie zu erfüllen, oder sie erfüllen sie nicht aus wahrer treuer Gesinnung, sondern aus Begierde, sich ihren Männern gefällig zu machen, sie zu einer desto willfährigern Befriedigung ihrer Eitelkeit oder anderer Neigungen und Leidenschaften zu vermögen, sie durch ihre Assiduität oder andere dergleichen weibliche Maßregeln von dem Umgang mit andern Frauen abzuhalten, oder sie gar, ohne daß sie es merken sollen, unter ihre Herrschaft, oder, wie man zu sagen pflegt, unter den Pantoffel zu bringen.

22.

Endlich die letzte Tugend, deren noch zu erwähnen ist, die Mutterliebe — was ist

sie in Rücksicht auf ihren sittlichen Werth in unserem jetzigen Zeitalter? In den meisten Fällen offenbar nichts anders, als die Befriedigung eines Naturtriebes, dem auch die Thiermutter, und oft noch in einem höhern Grade, folgt. Soll die Mutterliebe aus dem bloßen Naturtrieb zu einer Tugend werden, so darf die Mutter ihren Säugling nicht bloß stillen, weil der Zudrang der Milch in ihren Brüsten ihr das Stillen zum eigenen Bedürfniß macht. Sie darf ihn nicht bloß pflegen, weil ihr die Schmerzen, die er durch sein Schreyen ausdrückt, selbst Schmerz erregen; sie darf, mit einem Wort, in ihm nicht bloß sich selbst lieben. Die Hülflosigkeit des Säuglings muß sie zur Liebe auffordern. Sie darf ihn nicht bloß lieben, weil er ihr Kind ist, sondern weil er ein menschliches Wesen ist, das nur durch Liebe erhalten werden, nur durch Liebe gedeihen kann, und wenn sie gleich der Natur gemäß handlet, wenn sie ihr eigenes Kind mehr liebt, als ein fremdes, so darf sie es doch nicht deßwegen thun, weil sie es unter ihrem Herzen getragen, sondern sie muß es aus der Ueberzeugung thun, daß

es die Natur darum aus ihrem Leibe geboren werden ließ, daß sie es desto zärtlicher lieben soll. Diese Ueberzeugung macht der Mutter die Liebe zu ihrem Kinde zur Pflicht, und so wie diese Liebe nur dadurch zur Tugend der Mutterliebe wird, daß sie als Pflicht erkannt und geübt wird, so hat sie auch die Wirkung wahrer Mutterliebe, die Sorge für das wahre Gedeihen des Kindes. Unläugbar gibt es, wie von jeher, auch noch jetzt viele Mütter, die die Tugend der Mntterliebe in dem angegebenen Sinne des Worts besitzen, — Mütter, die schon den Säugling nicht bloß aus Instinkt, wie die Thiermütter, pflegen, und eben so wenig das weiter heranwachsende Kind, weil sie in demselben ihr Ebenbild sehen, und in seinem Lächeln sich selbst gefallen, mit um so größerer Liebe umfassen, sondern die vielmehr in dem immer weitern Fortschreiten seiner körperlichen und geistigen Entwicklung auch eine desto stärkere Aufforderung zur Sorge für sein wahres Gedeihen finden. Solche Mütter tragen auch im sittlichen Sinn ihre Kinder unter ihrem Herzen, oder vielmehr in ihrem Herzen, und wie sie Alles, was sie für sie thun, aus

wahrer Liebe zu ihnen, aus vernünftiger Sorge für ihr Bestes thun, so sind sie auch nicht bloß liebreiche, sondern auch strenge Erzieherinnen derselben, — Erzieherinnen, die, weit entfernt, bloß ihre kindischen Neigungen zu befriedigen, und jedes unangenehme Gefühl von ihnen abzuhalten, vielmehr jeder verderblichen Neigung, jedem aufkeimenden bösen Hang, jeder falschen Richtung ihres Willens, mit Ernst und selbst mit Strenge, wenn es nöthig ist, entgegen arbeiten. Allein wie selten treffen wir solche Mütter! Bey den meisten ist ihre Liebe bloße Affenliebe, ein selbstsüchtiges Wohlgefallen an den kleinen niedlichen Figürchen, eine unbesonnene Bewunderung ihrer Ungezogenheiten, eine schmähliche Nachgiebigkeit gegen ihren Eigensinn, eine schändliche Verzichtung auf ihre mütterliche Autorität. Statt sie von der frühesten Jugend an zur Mäßigkeit zu gewöhnen, überfüllen sie ihnen den Magen mit Speisen, und verderben ihren natürlichen Appetit durch allerley Naschwerk. Statt den Hang zur Eitelkeit gleich im ersten Keim zu ersticken, putzen sie sie zu niedlichen Puppen aus. Statt sie wegen ihrer

Unarten mit der Ruthe, dem einzigen Korrektionsmittel bey Wesen, die bloß Nerve sind, zu streichen, bestechen sie sie mit Schmeicheleyen und Geschenken. Statt sie zum Gehorsam, der ersten Tugend des kindlichen Alters, anzuhalten, gehorchen sie vielmehr ihnen, und lassen sich sogar Unarten gefallen, die mehr, als bloße Unarten, sind. Daher aber auch die bösen Folgen dieser Affenliebe, die so weit verbreitete Verdorbenheit unserer jetzigen Jugend, die Ungezogenheit, der Eigensinn, die Brutalität der Knaben, die Eitelkeit, die Gefallsucht, die Lüsternheit der Mädchen. Daher überhaupt die bösen Früchte unserer jetzigen Erziehung, die jeder Freund der Menschheit beseufzt, und vor deren Folgen in der Zukunft er schaudert.

Zweytes Kapitel.

Werth der äußern Sittlichkeit in dem geselligen Leben und als Vorbereitung zur Kultur der innern Sittlichkeit.

1.

Nach dem, was in dem vorhergehenden Kapitel über den Unterschied zwischen äußerer und innerer Sittlichkeit gesagt worden, ist es offenbar, daß es mit der letztern keineswegs so bestellt ist, wie man, nach der Allgemeinheit der erstern zu urtheilen, glauben sollte. Sieht man bloß auf die äußere Sittlichkeit, so hat unser Zeitalter unstreitig den Vorzug vor allen vorhergegangenen. In keinem war die Handlungsweise der Menschen im Allgemeinen so sittlich, in keinem war der Werth dieser Handlungsweise so sehr erkannt und geschätzt, als

in unserem jetzigen. Natürlicherweise sollte man hieraus schließen, daß in dem gleichen Verhältniß auch die innere Sittlichkeit zugenommen habe, und dieser Schluß scheint um so natürlicher, je mehr eben die jetzt so allgemein verbreitete sittliche Handlungsweise zu beweisen scheint, daß man einen eben so grossen Werth auch auf die innere Sittlichkeit lege. — Allerdings ist es allein die innere Sittlichkeit, was der Handlungsweise ihren wahren Werth gibt, und es ist auch kein Zweifel, daß alle Menschen, die sittlich handeln, wie sehr bey ihnen auch bloß äußere Triebfedern wirken mögen, als wahrhaft sittliche Menschen angesehen seyn wollen, zum Beweis, daß es bloß die innere Sittlichkeit ist, welche man in der sittlichen Handlungsweise auszudrücken sucht, und als das eigentlich schätzbare bey derselben anerkennt. Allein alle bloß scheinbar sittliche Menschen täuschen entweder sich selbst, indem sie sich der wahren Triebfedern ihrer Handlungsweise nicht deutlich bewußt sind, oder sie wollen Andere täuschen, indem sie durch den sittlichen Schein, den sie ihren Handlungen geben, ihre selbstsüchtigen Absichten

desto besser erreichen zu können glauben. Daß die meisten Menschen, die wir sittlich handeln sehen, zu einer von diesen beyden Klassen gehören, ist außer Zweifel. Nur bey den wenigsten Menschen, wenn ihre Handlungsweise auch noch so sehr das Gepräge der Sittlichkeit an sich trägt, wirken auch rein sittliche Triebfedern, und auch die Besten, denen Alles daran liegt, zu allen Zeiten und unter allen Umständen sittlich zu handeln, lassen sich nur zu oft von Einflüssen bestimmen, die keineswegs geeignet sind, als Triebfedern rein sittlicher Handlungen zu wirken. Man sieht hieraus, wie wenig, bey allem Lob, das unserem Zeitalter in Rücksicht auf die äußere Sittlichkeit gebührt, doch die innere Sittlichkeit bis jetzt noch fortgeschritten ist, und daß die Zeit erst noch kommen muß, wo man ihm eben das Lob auch in Rücksicht auf die letztere ertheilen kann. Indessen hat auch schon die äußere Sittlichkeit einen großen und unverkennbaren Werth, nicht allein in Beziehung auf das gesellige Leben, in so fern es schon durch die scheinbar sittliche Handlungsweise der Menschen sehr viel gewinnt, sondern auch in Beziehung auf die

Kultur der innern Sittlichkeit, in so fern die Kultur der äußern eine eben so unentbehrliche, als vortreffliche Vorbereitung zu derselben ist. In beyden Beziehungen wollen wir jetzt den Werth der äußern Sittlichkeit etwas näher betrachten.

2.

Der Mensch ist von Natur ein geselliges Wesen, und Alles, was er werden kann, kann er nur in Gesellschaft mit andern Menschen werden. Hier können sich seine Anlagen allein zu dem Grade entwickeln und ausbilden, daß er, seiner Bestimmung gemäß, als ein sittliches Wesen zu handeln fähig wird. Allein diese Entwicklung und Ausbildung fordert nothwendig, daß schon ein mehr oder minder hoher Grad von Sittlichkeit in der Gesellschaft vorhanden sey, und wirklich hat es auch, so lange die Welt steht, nie eine Zeit gegeben, wo es gänzlich an Sittlichkeit unter den Menschen gefehlt hätte. Da der Mensch, als ein mit Vernunft und Freyheit begabtes Wesen, wenn ihm diese Vorzüge nicht ohne Absicht gegeben

worden seyn sollen, auch als ein vernünftiges und freyes Wesen handeln muß, so mußte auch seine Natur so eingerichtet werden, daß er als ein solches Wesen handeln kann, und dieß ist auch wirklich so geschehen. So wie nehmlich der Keim zur Sittlichkeit in jedem Menschen liegt, so ist auch die Natur des Menschen und seine Lage in der Welt so beschaffen, daß sich dieser Keim nothwendig entwickeln muß. Hülflos auf die Welt geboren, würde der Mensch ohne die Pflege anderer Menschen sogleich nach seiner Geburt wieder zu Grunde gehen. Mit keinem Instinkt, wie die Thiere, begabt, bloß mit Anlagen versehen, die sich erst im Fortgang seines Lebens entwickeln, bedarf er zu dieser Entwicklung nothwendig der Hülfe anderer Menschen, und daß ihm diese Hülfe nie entstehe, so hat die Natur eben dadurch gesorgt, daß sie den Menschen zu einem geselligen Wesen gemacht hat. Sie hat das Gefühl der Liebe zu seinen Mitmenschen in sein Herz gepflanzt, und diesem Gefühl eine solche Macht gegeben, daß es, wenn es ungehindert in seiner vollen schönen Freyheit wirkt, den Menschen fähig macht, sein ganzes Geschlecht

zu lieben, wie sich selbst. Dieses Gefühl der Liebe kann zwar viel von seiner natürlichen Stärke verlieren. Statt auf die ganze Menschheit sich auszudehnen, kann es sich bloß auf die nächsten Umgebungen des Menschen, seine Familie, seine Freunde, seine Vaterstadt beschränken. Aber ganz erlöschen kann es in keinem Menschen, und wenn es sich auch, wie so häufig, ganz in Selbstliebe auflößt, so muß doch auch der selbstsüchtigste Mensch sich den Schein von allgemeiner Menschenliebe geben, wenn er als ein Glied der Gesellschaft bestehen, und nicht als ein Unmensch aus derselben ausgestoßen werden will. So hat die Natur den Menschen mit seinen Mitmenschen durch jenes einzige Band der Liebe auf eine Art verbunden, daß er, ohne Allem, was seinem Leben in der Gesellschaft einen Werth geben kann, zu entsagen, nothwendig nach der Maxime handeln muß: Was du willst, das dir deine Mitmenschen thun sollen, das sollst du ihnen auch thun, und umgekehrt. Befolgt der Mensch diese Maxime auch nicht aus innerem Trieb, nicht aus wahrem Gefühl von Liebe gegen seine Mitmenschen, so muß er wenigstens diese Liebe

heucheln, wenn er als Glied der Gesellschaft bestehen will. Was er von Andern fordert, kann er nur in der Voraussetzung fordern, daß sie ihn für geneigt halten, in jedem vorkommenden Fall auch ihren Forderungen an ihn zu entsprechen. Nur dadurch ist der gesellschaftliche Verein möglich, nur dadurch erhält er sich, und wie die Bildung der Menschheit zur Sittlichkeit sein letzter und höchster Zweck ist, so kann er sich auch nur erhalten durch Sittlichkeit, wenn auch die Handlungsweise der Menschen bloß äußerlich sittlich ist.

3.

Handelt nehmlich der Mensch auch nur äusserlich sittlich, so ist dieß schon genug, um seine Stelle in der Gesellschaft auszufüllen. Alle sittliche Handlungen, wenn sie auch aus den unlautersten Quellen entspringen, sind gute Handlungen, denn sie tragen, wie die echt sittlichen, zum Besten der Gesellschaft bey. Auf ihren innern Werth kommt es der Gesellschaft nicht an. Dieser liegt allein in dem Bewußtseyn des Handelnden, und wenn die Triebfedern auch noch so unlauter sind, wenn die

Handlungen nur die Wirkung echt sittlicher haben, so sind die Forderungen der Gesellschaft befriedigt. Das gesellige Leben geht eben so gut seinen Gang fort, als das politische den seinigen fortgeht, wenn nur die bestehenden Gesetze beobachtet werden, der innere Widerwille, ihnen zu gehorchen, mag so groß seyn, als er will.

4.

Allein auch für den Handelnden selbst ist die bloß äußerlich sittliche Handlungsweise von nicht geringerem Werth. Nicht allein erwirbt er sich dadurch den Beyfall, die Achtung und das Wohlwollen seiner Mitmenschen, die zu gewinnen ihm eben so nützlich als angenehm ist, sondern er wird auch eben dadurch, daß er sich der guten Gesinnungen seiner Mitmenschen zu versichern sucht, nicht nur veranlaßt, seiner Handlungsweise einen immer größern Schein von Sittlichkeit zu geben, sondern er befördert auch seine innere Sittlichkeit, indem schon der Zwang, den er seinen Begierden und Leidenschaften anlegt, ein sehr wirksames Mittel zur Erzeugung sittlicher Grundsätze und Gesinnungen ist. So werden auch verdorbene

Menschen, wenn sie nur erst äußerlich sittlich zu handeln anfangen, nicht selten wirklich sittliche Menschen, und bey Andern, wenn es bey ihnen auch nie dahin kommt, bewirkt wenigstens die Sorgfalt, mit welcher sie ihrer Handlungsweise den Schein der Sittlichkeit zu geben suchen, daß dieselbe für die Gesellschaft eben den Werth erhält, als wenn sie wirklich sittlich wäre. Unstreitig besteht die Sittlichkeit der meisten Menschen bloß in dem Habitus sittlich zu handeln, den sie sich durch lange Uebung in dieser Handlungsweise erworben haben, und wie wenig wahren sittlichen Werth auch dieser Habitus haben mag, so ist er doch immer ein Surrogat der innern Sittlichkeit, das um so ersprießlicher für die Gesellschaft ist, je allgemeiner er sich unter den Menschen verbreitet hat. Dieß ist der Fall in unserem jetzigen Zeitalter. Bey allem Mangel wahrer Sittlichkeit, den wir in demselben wahrnehmen, ist doch der Habitus sittlich zu handeln nie so groß gewesen, wie jetzt, und seiner Allgemeinheit allein haben wir es zu danken, daß es in dieser so tief im Argen liegenden Welt,

In dieser Wildniß frechen Städtelebens,
In diesem Wust verfeinerter Verbrechen,
In diesem Pfuhl der Selbstigkeit —

zu leben noch eine Freude ist. — Man durchgehe alle Klassen von Menschen, alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft, und man wird gestehen müssen, daß wahrhaft sittliche Menschen überall eine sehr seltene Erscheinung sind. Allein wie ungleich häufiger sind dagegen die sittlich handelnden Menschen, und wie gut befindet sich bey ihrer Handlungsweise die bürgerliche Gesellschaft! Mögen auch die Triebfedern, die bey ihnen wirken, so unlauter seyn, als sie wollen; wenn nur ihre Handlungen vortheilhaft für die Gesellschaft sind, so kann diese nicht mehr von ihnen verlangen. Man nehme z. E. zuerst den gemeinen Bürger. Mag er auch noch so wenig innere Sittlichkeit besitzen; wenn er, um sich zur Befriedigung seiner sinnlichen Triebe, seiner Begierden und Leidenschaften, die Mittel zu verschaffen, nur kein Betrüger ist, oder sich sonst keine schlechte Mittel zu seinen Zwecken erlaubt, so kann er schon als ein rechtlicher Bürger gelten, und er gilt auch für einen gesitteten, wenn er,

Bayerische Staatsbibliothek München

neben seiner Ehrlichkeit, auch noch andere gesellige Tugenden, Manierlichkeit, Dienstfertigkeit, Gehorsam gegen seine Obrigkeit, besitzt. So der Kaufmann, der Handwerker, der Taglöhner, der Landbauer. Mag es bey ihrer Manierlichkeit und Dienstfertigkeit auch bloß auf Erhaltung und Vermehrung ihrer Kundschaft angesehen, mag es bey ihrem Gehorsam gegen die Obrigkeit bloß Furcht vor der Strafe und vor der Schande der Bestrafung seyn, was sie zum Gehorsam bewegt, — die Bewegungsgründe ihrer Handlungen gehen die Gesellschaft nichts an, es muß ihr genug seyn, daß sie sich bey ihrer Handlungsweise wohl befindet, ja man kann mit Recht behaupten, daß, wenn es auch gar keinen wahrhaft sittlichen Menschen gäbe, wenn alle Menschen nur äußerlich sittlich handelten, die Gesellschaft eben so gut bestehen könnte, als jetzt, wo die Zahl wahrhaft sittlicher Menscheu wirklich so klein ist.

5.

Dieselbige Bewandtniß, wie mit den gemeinen Bürgern, hat es auch mit andern Per-

sonen, deren Handlungsweise ebenfalls einen unmittelbaren Einfluß auf das gesellige Leben hat, mit den Geistlichen, den Advokaten, den Aerzten, u. s. w. Was sind alle diese Personen in Rücksicht auf ihren sittlichen Charakter nicht oft für Menschen, und wie wohlthätig wirken sie nichts desto weniger in dem geselligen Leben! — Die Geistlichen, wenn sie ihren hohen Beruf als Prediger, Katecheten, Beichtväter, Seelsorger, aus innerem Trieb erfüllen sollen, sollten freilich nicht nur das Muster aller Tugenden für ihre Gemeinden seyn, sondern sie sollten auch alle Tugenden in einem höhern Grade besitzen, als andere Menschen. Das Wohlwollen sollte bey ihnen christliche Liebe, die Bescheidenheit Demuth, die Mäßigkeit Enthaltsamkeit, die Uneigennützigkeit Entsagung, die Tapferkeit unbedingte Ergebung in den göttlichen Willen seyn. Es ist wahr, es gibt viele Geistliche, die nicht bloß in ihren Lehren und in ihrem Wandel, sondern auch ihrer Gesinnung nach, das Nachbild des Stifters unserer Religion zu seyn streben. Allein weit Mehrere, besonders in der neuern Zeit, gehören offenbar zu

den Pharisäern. Die christlichen Tugenden, die sie üben, tragen sie nur zur Schau, und der Schafspelz, in dem sie erscheinen, verbirgt bloß den Wolf, der in ihrem Innern wohnt. Allein wenn auch das fromme Ansehen, das sie sich geben, bloß Gleisnerey ist, wenn es auch bey den erbaulichen Predigten, die sie halten, weit mehr auf Erwerbung des Rufs guter Kanzelredner, als auf Erbauung ihrer Gemeinden, angesehen ist, wenn auch die Eingezogenheit, in welcher sie mit ihren Familien leben, nichts weniger, als Verachtung der Schätze dieser Welt zum Grund hat, sondern vielmehr die Wirkung des Geitzes ist, der sie beherrscht, so wissen sie doch diese unechten Triebfedern ihres Betragens so geschickt zu verbergen, daß Jeder, der sie nicht näher kennt, sie wirklich für das hält, was sie scheinen, und durch ihren Wandel nicht weniger erbaut wird, als durch ihre salbungsvollen Predigten.

6.

Nicht anders verhält es sich auch mit den Advokaten. Dienstfertigkeit, Redlichkeit, Uneigennützigkeit, sind die Haupttugenden ihres

Standes. Allein bey wie vielen finden sich wohl diese Tugenden! Wie viele kümmern sich darum, ob sie eine gerechte oder ungerechte Sache vertheidigen! Wie viele nehmen Processe an, von denen sie voraussehen, daß sie nicht zu gewinnen sind! Wie viele ziehen Processe, die sie in kurzer Zeit endigen könnten, absichtlich in die Länge! Wie viele verwirren den Rechtsstreit mit Fleiß, damit der Proceß desto länger daure! Und doch — bey allen diesen Pfiffen und Kniffen — wie sehr wissen sie doch das Vertrauen ihrer Klienten zu erhalten, und wie zufrieden sind diese, wenn der Proceß am Ende nur gewonnen wird, oder wenn sie, im Fall er verloren geht, nur die Ueberzeugung haben, daß ihr Advokat seine ganze Geschicklichkeit aufgeboten habe, um ihn zu gewinnen!

7.

Ein Gleiches gilt auch von den Aerzten. Wie unter den Advokaten, gibt es auch unter ihnen Viele, die sich eben so sehr durch ihren sittlichen Charakter, als durch ihre Talente und Kenntnisse, auszeichnen. Unermüdet in

ihrem Beruf, gleich besorgt für ihre Kranken, sie mögen arm oder reich seyn, theilnehmend an ihren Leiden, aufmerksam bey ihren Klagen, geduldig bey ihrer Ungeduld, gelassen bey ihrer Widersetzlichkeit, ruhig bey ihren Vorwürfen, ernst und fest bey Durchsetzung ihrer Vorschriften, gefällig nur da, wo es seyn darf, nicht aufgebracht über das Verlangen unnöthiger Besuche, zufrieden mit der freywilligen Belohnung ihrer Dienste, und nicht gekränkt von dem Undank, der ihnen von manchen Kranken statt der Belohnung zu Theil wird, machen sie sich zugleich ihre Kranken zu Freunden, gewinnen ihr ganzes, dem Arzt so nöthiges Zutrauen, und werden von ihnen mit Recht als Glieder ihrer Familie angesehen und behandelt. Allein auch die trägen, die herzlosen, die habsüchtigen Aerzte sind nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft, wenn sie nur die Pflichten ihres Berufs erfüllen, die Beweggründe dazu mögen seyn, welche sie wollen. Läßt der träge Arzt es nur nicht an den nöthigen Besuchen fehlen, behandelt der herzlose seine Kranken nur mit dem gehörigen Fleiß, macht der eigennützige nur den unbe-

mittelten Kranken keine übertriebene Rechnungen, und besteuert er nur die reichen durch überflüssige Besuche, so können alle drey eben so wohlthätig in der bürgerlichen Gesellschaft wirken, als die edelsten Aerzte. Was den Arzt schädlich für die Gesellschaft macht, ist die Charlatanerie, die er treibt, die Verfertigung geheimer, unwirksamer oder schädlicher Arzeneyen, die Lobpreisung derselben unter viel versprechenden Titeln in den öffentlichen Blättern, der Verkauf dieser Wundermittel zu unverschämten Preisen, die Verkleinerung seiner würdigern Kollegen, um sich in den Besitz ihrer Praxis zu setzen, das Verwerfen der Ansichten anderer Aerzte bey Konsultationen, ohne von der Unrichtigkeit derselben überzeugt zu seyn, das eigensinnige Beharren auf seiner eigenen, wenn gleich irrigen Meinung, ohne sich um die Folgen zu bekümmern, welche das hartnäckige Durchsetzen derselben für den Kranken nach sich zieht. Glücklicherweise treiben diese Aerzte ihr Unwesen selten lange. Früher oder später kommen ihre niedrigen Kunstgriffe an den Tag, und indem dadurch die bessern ein desto grösseres Ansehen gewinnen, so ist der Gesellschaft

geholfen, wenn auch die wenigsten von ihnen bey der Erfüllung ihrer Pflichten aus lautern Beweggründen handeln.

8.

Ich kann nicht umhin, in dieser Beziehung auch noch ein Wort von den Staatsbeamten zu sprechen. Die Haupttugenden, die von ihnen gefordert werden, sind Fleiß und Treue in ihren Geschäften, Redlichkeit und Dienstfertigkeit gegen ihre Kollegen, Liberalität gegen ihre Untergebenen, Achtung und Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten. Es ist nicht zu läugnen, alle diese Tugenden findet man bey dem größten Theil unserer jetzigen Beamten. Sehr viele leben allein ihrem Dienst. Mit Anbruch des Tages unter ihren Akten sitzend, haben sie, außer dem Umgang mit ihrer Familie, fast allem andern entsagt. Ihre Akten sind ihre Welt, gleichsam das Element, in dem sie leben, und wie ihnen ihr Geschäft über Alles geht, so sind sie auch die verträglichsten und willfährigsten Kollegen, die ehrerbietigsten und gehorsamsten Untergebenen ihrer Vorgesetzten. — Andere haben zwar mehr die Natur der Am-

phibien, sie kennen außer ihrem Büreau auch noch eine andere Welt, sie gefallen sich in Gesellschaften, sie besuchen die Schauspielhäuser, sie finden sich auf Bällen ein, sie nehmen Theil an andern Lustpartieen. Aber sie thun dieses Alles bloß zu ihrer Erhohlung, und sind deßwegen nicht weniger fleißige Arbeiter, und wenn sie leicht arbeiten, oft noch bessere Beamten, als ihre vorhin genannten Kollegen. Allein es gibt auch noch eine andere, nicht minder zahlreiche Klasse von Beamten, die zwar fleißig und treu in ihrem Dienst, gefällig gegen ihre Kollegen, liberal gegen ihre Untergebenen, ehrerbietig und gehorsam gegen ihre Vorgesetzten sind. Aber bey vielen von ihnen entspringen diese Tugenden nicht aus der lautern Quelle, aus welcher sie entspringen sollten. Streben nach höhern Stellen, Trachten nach einem größern Einkommen, Begierde sich beliebt zu machen, nicht Liebe zum Dienst und Gefühl ihrer Pflichten sind die Triebfedern, die bey ihnen wirken. Bey der langen Leiter des Staatsdienstes, wo so viele Sproßen erstiegen werden können, bey den geringen Besoldungen, die den niedern Staatsbeamten, in

Vergleich mit den höhern, zugemessen sind, bey der immer weiter gehenden Regiersucht von oben herab, wodurch den niedern Beamten fast alles Verdienst des Selbstdenkens und Selbsthandelns genommen wird, bey dem allgegenwärtigen Kontrollirungssystem, welches die einzige untrügliche und unbestechliche Kontrole, das Gewissen, immer überflüssiger macht, bey der schnöden Willkühr endlich, die bey der Beförderung der niedern Beamten zu höhern Stellen so häufig obwaltet, ist es freylich kein Wunder, wenn so viele unzufrieden mit ihrer Lage, und verdrossen in ihrem Dienst werden, wenn sie ihre Geschäfte bloß handwerksmäßig oder gar maschinenmäßig betreiben, wenn sie, um weiter zu kommen, sich zu Speichelleckern ihrer Vorgesetzten erniedrigen, gegen ihre Mitbewerber um Beförderung Kabbalen machen, oder andere dergleichen unanständige und niederträchtige Wege einschlagen. Allein wenn diese Beamten nur ihren Berufspflichten Genüge leisten, so mögen ihre Triebfedern dabey so unlauter seyn, als sie wollen, sie können deßwegen doch ganz tüchtige Beamten seyn. In Rücksicht auf die Verwaltung des Amts

ist es einerley, ob sie es aus Liebe zum Dienst und Gefühl ihrer Pflicht, verwalten, oder ob sie dabey ehrgeitzige oder habsüchtige Zwecke haben, wenn nur gegen die Verwaltung selbst nichts einzuwenden ist. Allerdings gibt es viele Beamten, die nur darum ihre Aemter wohl verwalten, weil sie sich dadurch den Weg zu höhern Stellen bahnen wollen, wo sie, wie ihre Vorgesetzten, ein Haus machen, Equipagen halten, in Gesellschaften in einem modernen eleganten Anzug erscheinen, ihre Frauen und Töchter einen größern Luxus treiben lassen, mit den ihrigen alle Lustpartieen mitmachen können. Aber diese Beamten können deßwegen doch tüchtige Beamten seyn, und ihre Beförderung zu höhern Stellen verdienen. Dasselbige ist auch der Fall bey Beamten, die aus Eigennutz zu höhern Stellen zu gelangen suchen. Diese haben freylich nie genug, und um immer mehr zu bekommen, schämen sie sich auch der niederträchtigsten Kriechereyen vor ihren Vorgesetzten nicht. Sie sind die Nimmersatte, die auch von der wohl besetztesten Tafel hungrig aufstehen, und täglich zweymahl zu Mittag äßen, wenn man nur zweymahl ser-

virte. Allein sie können deßwegen doch sehr tüchtige Beamten seyn, und ebenfalls Beförderung zu höhern Stellen verdienen, wenn gleich der Beweggrund dazu noch unlauterer ist, als die Eitelkeit und Ehrsucht, welche die Andern treibt. In dieser Beziehung haben die Regierungen ganz recht, wenn sie bey den Beamten, unbekümmert um die innern Triebfedern ihrer Handluungsweise, bloß auf die Verwaltungsart ihrer Aemter sehen, und so wenig dieß auch einen Beamten hindern sollte, sein Amt aus innerem Trieb fleißig und treu zu verwalten, so kann man doch nicht mehr von ihnen fordern, als diesen amtlichen Fleiß und diese amtliche Treue, weil sie ihren Amtsberuf vollkommen erfüllen können, wenn sie beyde in dem erforderlichen Grade besitzen. Allein zur Wohlfahrt des geselligen Lebens gehört vorzüglich auch, daß die Beamten des Staats durchgängig sittliche Menschen sind. Denn nicht darin allein liegt ihr Werth, daß sie ihre Amtspflichten fleißig und treu erfüllen, sondern auch darin, daß sie durch ihr sittliches Betragen auch außer dem Amte dem Volk mit einem guten Beyspiel vorangehen.

Dieß ist nun freilich bey vielen Beamten leider nicht der Fall. Viele setzen die Würde ihres Amtes bloß in die Uniformen, die sie tragen. Viele suchen das Ansehen, das sie als Beamten haben sollten, in einem herrischen brutalen Betragen gegen ihre Untergebenen. Viele glauben sogar, sich dadurch in Respekt zu sez-zen, daß sie es ihren Untergebenen in einem liederlichen Leben zuvorthun. Um so würdiger erscheinen dagegen diejenigen Beamten, die, neben dem, daß sie ihre Aemter fleißig und treu verwalten, auch außer dem Amt sittlich handeln, und wenn sie auch dabey keine lautere Beweggründe haben, doch durch eine scheinbare sittliche Handlungsweise, nicht nur wegen des größern Ansehens, in welches sie sich dadurch setzen, sich die Verwaltung ihres Amts erleichtern, sondern auch ihren Untergebenen zum Vorbilde dienen. *)

---

*) Dieß sollten sich vorzüglich die Beamten auf dem Lande gesagt seyn lassen. Sie und die Geistlichen sind das Muster, nach welchem sich die Landleute hauptsächlich bilden, und die Erfahrung lehrt, das über-

9.

Die Welt wird durch ein Minimum von Weisheit regiert, ist schon ein alter politischer Satz, und so wahr dieser Satz im politischen Sinn ist, so wahr ist er auch im sittlichen. Wie künstlich auch unsere jetzigen Staaten organisirt sind, und wie sehr auch die Vorsteher derselben überzeugt seyn mögen, daß es der Zügel der Regierung in ihrer Hand sey, wodurch sie die bürgerliche Ordnung erhalten, so irren sie doch sehr, wenn sie glauben, daß es dabey nur auf die kluge Handhabung dieses Zügels ankomme. Es ist wahr, die Macht der Gesetze und der Regierungsverordnungen ist groß, und wenn sie mit der gehörigen Konsequenz und Strenge gehandhabt werden, kann die Furcht vor den Strafen, die auf ihre Uebertretung gesetzt sind, auch die schlimmsten Menschen von Vergehen und Verbrechen gegen

---

all, wo die Beamten und Pfarrer gesittete Menschen sind, auch das Landvolk sich durch einen höhern Grad von Sittlichkeit auszeichnet.

die bürgerliche Ordnung abhalten. Aber diese Furcht wirkt nur, so lange der schlechte Mensch allein steht, und sieht, daß er die Gesetze nicht ungestraft übertreten kann. Allein wenn er mit andern schlechten Menschen in Verbindung tritt, wenn er sich in dieser Verbindung stark genug fühlt, nach seinem eigenen Willen zu handeln, so achtet er keine Gesetze und Verordnuugen mehr, und zu was er, entfesselt von dem Zwang derselben, fähig ist, lehrt zur Genüge die Geschichte der Revolutionen. Was die Menschen in der Ordnung hält, ist nicht sowohl der Zwang der Gesetze, als vielmehr das Gewohntseyn an die Befolgung derselben, und der Vortheil, den ihnen die Befolgung gewährt. Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier, und seine Anhänglichkeit an das, was er einmahl gewohnt ist, ist so groß, daß er, so lange er sich auch nur leidlich dabey befindet, nur sehr schwer davon abgeht. Dieß ist, beyläufig zu sagen, die Ursache, warum die Einführung neuer Gesetze, wenn sie an sich auch besser sind, als die alten, so schwer hält, und warum auch die wohlgemeintesten Reformen im Staat immer

eine historische Basis haben müssen, wenn sie gelingen sollen. Aber so groß die Macht der Gewohnheit in Rücksicht auf die Regierung der Staaten ist, so groß ist sie auch in Rücksicht auf die Sittlichkeit, die in den Staaten herrscht. Nur bey deu wenigsten Menschen ist, wie schon früher bemerkt worden, die innere Sittlichkeit oder die sittliche Gesinnung die Quelle, aus welcher ihre sittlichen Handlungen fließen. Bey den Meisten, die wir sittlich handeln sehen, hat ihre Handlungsweise bloß den Schein der Sittlichkeit, und es ist bloß der Habitus sittlich zu handeln, was sie zu gesitteten Menschen macht. Allein obgleich dieser Habitus in Rücksicht auf das gesellige Leben von einer eben so prekären Macht ist, als die Gesetze in Rücksicht auf das politische, so ist er doch auf der andern Seite eben so wirksam für das Gedeihen des geselligen Lebens, als die Gesetze für die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung in ihrem der Verfassung des Staats gemäßen Fortgange. Allerdings können zwar, wie hier, auch dort Umstände eintreten, wo sich diese Wirksamkeit verliert. Wie die Fesseln des Gesetzes gesprengt werden können,

wenn eine Nation, unzufrieden mit ihrer Regierung, das Joch, unter dem sie seufzt, abwirft, und ihren Leidenschaften preißgegeben, auch das Heiligste nicht mehr achtet, so kann auch der Habitus sittlich zu handeln seine Macht über den Menschen verlieren. Die bösen Triebe, die er bisher zu bändigen, die selbstsüchtigen Leidenschaften, die er bisher im Zaum zu halten gewohnt war, könuen auf irgend eine Veranlassung losbrechen, und der sittliche Schein seiner Handlungsweise ist verschwunden. Dieß würde freylich nicht geschehen, wenn die Quelle seiner Handlungen die sittliche Gesinnung wäre. Aber es ist schon Glück genug für das gesellige Leben, daß dergleichen Ausschweifungen nur selten zu einer Zeit vorkommen, wo, wie in unserer gegenwärtigen, der Habitus sittlich zu handeln so allgemein ist, so wie es schon Glück genug für das politische Leben ist, daß die Verfassung unserer jetzigen Staaten, wenigstens im Ganzen, so beschaffen ist, daß nur eine sehr untreue Verwaltung derselben, und eine unkluge Widersetzlichkeit gegen die auch vom Volk als nothwendig erkannten Verbesserungen ihrer

Mängel die Völker zur Unzufriedenheit, zu Tumulten, Empörungen und Revolutionen vermögen können.

10.

So viel von dem Werth der äußern Sittlichkeit für das gesellige Leben. Wir wollen nun sehen, welchen Werth dieselbe als Vorbereitung zur Kultur der innern Sittlichkeit hat, — die zweyte Aufgabe, die in diesem Kapitel zu lösen ist.

11.

Es ist oben bemerkt worden, daß der Mensch, wie zu seiner geistigen, auch zu seiner sittlichen Bildung nothwendig der Hülfe anderer Menschen bedürfe. In Beziehung auf die geistige Bildung besteht diese Hülfe in dem Unterricht, den er zuerst von seinen Aeltern, und dann von den eigentlichen Lehrern enthält. In Beziehung auf die sittliche Bildung besteht sie in der Angewöhnung an ein sittliches Betragen von früher Jugend an, theils durch mündliche An-

weisung, theils und vorzüglich durch die Beyspiele eines solchen Betragens, welche dem Kinde täglich vor Augen gestellt werden. Bey der geistigen Bildung bezieht sich der Unterricht auf Beybringung von Begriffen, die dem Kinde entweder noch ganz fehlen, oder die es sich zwar bereits aus seinen sinnlichen Anschauungen gebildet, und mit den Wörtern der mechanisch erlernten Sprache verknüpft hat, aber so dunkel und unentwickelt, daß sie erst zu eigentlichen Begriffen ausgebildet werden müssen. Bey der sittlichen Bildung hingegen, in so fern daruuter die Kultur der innern Sittlichkeit verstanden wird, findet Anfangs kein eigentlicher Unterricht statt. Die innere Sittlichkeit ist das letzte und höchste Produkt der Vernunft, das Resultat einer schon vollendeten geistigen Ausbildung, und Alles, was vor diesem Zeitpunkt geschehen kann, ist daher, wie schon bemerkt worden, die Angewöhnung zu einer sittlichen Handlungsweise schon von der frühesten Jugend an. Diese Angewöhnung ist freylich bloß Dressur; allein da das Kind lange zuvor handelt, ehe es über seine Handlungen zu reflektiren anfängt, so

ist es, um es schon von seiner frühesten Jugend an zu einer sittlichen Handlungsweise zu gewöhnen, nicht anders möglich, als daß es im eigentlichen Verstande dazu dressirt wird. Natürlich hat eine solche angelernte Handlungsweise keinen sittlichen Werth; allein als Vorbereitung zur Sittlichkeit ist ihr Werth desto größer, und zwar hauptsächlich aus folgenden Gründen.

12.

Erstlich wird sie, wie jede andere Gewohnheit, zur andern Natur, und je früher das Kind an dieselbe gewöhnt, und je länger es in derselben geübt worden, desto treuer bleibt es ihr auch in der Folge seines Lebens. So geschieht es nicht leicht, daß ein Mensch, der von seiner frühen Jugend an zur Mäßigkeit angehalten worden, ein Schwelger, ein Anderer, der schon als Kind an ein bescheidenes Betragen gewöhnt worden, ein unhöflicher, ungezogener Mensch wird. Jung gewohnt alt gethan, ist ein uraltes Sprichwort, und zu allen Zeiten hat sich seine Wahrheit durch die

Erfahrung bestätigt. Ausarten kann freylich auch der wohlgezogenste Mensch, und auch die sorgfältigste Erziehung, die er in seiner Jugend genossen hat, kann ihn nicht immer davor schützen. Aber in der Regel wirkt die Angewöhnung an ein sittliches Betragen schon in der ersten Kindheit das ganze Leben hindurch fort, und die ausgearteten Menschen machen nur die Ausnahmen von der Regel.

13.

Die zweyte, nicht minder gute Wirkung, welche die Angewöhnung an eine sittliche Handlungsweise als Vorbereitung zur innern Sittlichkeit hat, ist die größere Leichtigkeit, mit welcher sich ein so gewöhnter Mensch, wenn seine Vernunft sich zu entwickeln anfängt, sittliche Grundsätze bildet. Er bedarf dazu keines eigentlichen Unterrichts von andern Menschen, er braucht diese Grundsätze bloß aus seinen eigenen Handlungen zu abstrahiren, und sie werden desto fester, je mehr ihm seine Handlungsweise die natürlichste scheint, die ein vernünftiger Mensch befolgen kann. Ein wohlgezogener

Mensch weiß es nicht anders, als daß er als ein solcher handeln muß, und so wie er, auch ohne sich dessen bewußt zu seyn, immer sittlich handelt, so bilden sich auch die Grundsätze seiner Handlungsweise gleichsam von selbst, und er befolgt sie um so treuer, je deutlicher er sich derselben bewußt wird. Die meisten Männer, die sich durch Anstand und Würde, die meisten Frauen, die sich durch Artigkeit, Sittsamkeit, Häuslichkeit, auszeichnen, sind nicht anders gebildet worden. Die frühzeitige Gewöhnung zu diesen geselligen Tugenden hat ihnen dieselben zur andern Natur gemacht, und wie sie sie von ihrer frühen Kindheit an geübt haben, so sind sie auch durch das Nachdenken über sich selbst zu der Ueberzeugung geführt worden, daß anders handeln eines vernünftigen Menschen eben so unwürdig, als anstößig und unheilbringend für das gesellige Leben sey.

14.

Der dritte Vortheil endlich, den die Angewöhnung an eine sittliche Handlungsweise als Vorbereitung zur innern Sittlichkeit hat,

ist die geringere Mühe, die es den Menschen kostet, die ihm später beygebrachten oder selbst erworbenen sittlichen Grundsätze in Ausübung zu bringen. Der Mensch, wenn er in der Gesellschaft überall gut aufgenommen seyn, wenn er nicht allenthalben anstoßen will, muß wenigstens äußerlich sittlich gebildet seyn. Aber wenn er nicht schon von seiner Kindheit an an ein sittliches Betragen gewöhnt ist, wie schwer wird ihm dieses Betragen! Welche Ueberwindung kostet es den Unmäßigen mäßig, den Ungestümmen sanft, den Uebermüthigen bescheiden, den Hochmüthigen gefällig und höflich zu seyn! Dieser schwere Kampf fällt weg, wenn der Mensch schon in seiner Kindheit zur Mäßigkeit, Sanftmuth, Bescheidenheit und Höflichkeit gewöhnt ist. Zwar kann er allerdings in Fälle kommen, wo die Gewohnheit ihre Wirkung versagt. Der Mäßige kann Versuchungen ausgesetzt werden, wo der Reitz zur Unmäßigkeit zu groß ist, als daß er demselben widerstehen könnte. Der Sanftmüthige kann in Lagen gerathen, wo er sein von Natur lebhaftes Temperament nicht zu bändigen vermag. Der Bescheidene kann in

Verhältnisse kommen, wo er sich seines persönlichen Werths zu lebhaft bewußt wird, um sich nicht dadurch zum Uebermuth verleiten zu lassen. Aber dieß sind nur außerordentliche Fälle, und wenn sie vorüber sind, kehren alle diese Menschen wieder in ihren natürlichen Zustand zurück. Von denjenigen, die sich aus ihrer gewohnten Handlungsweise Grundsätze des Handelns abstrahirt haben, versteht sich dieses von selbst. Sie betrachten die Abweichungen von ihren Grundsätzen als Vergehungen, deren sie sich schuldig gemacht haben, und ihre Reue darüber macht sie desto vorsichtiger in ähnlichen Fällen. Aber auch diejenigen, die jene sittlichen Tugenden bloß üben, weil sie von Jugend auf daran gewöhnt sind, fühlen, daß sie sich in einem unnatürlichen Zustand befunden haben, und thun lieber auch auf erlaubte Vergnügungen Verzicht, als daß sie sich aufs neue wieder in einen so ungewohnten Zustand zu versetzen Lust hätten. So sehen wir täglich Menschen, die, obgleich von Kindheit auf an eine mäßige Lebensart gewöhnt, sich doch zuweilen in einer fröhlichen Gesellschaft an einer wohlbesetzten Tafel vergessen. Sie

wissen, daß ihnen die Unmäßigkeit schadet, aber sie vermögen nicht, der Versuchung zu widerstehen. Die Köstlichkeit der Gerichte, die Lieblichkeit der Weine, das Beyspiel der fröhlichen Tischgenossen, der Gedanke, die Gesellschaft nicht zu verderben, verführt sie, und unbesonnen geben sie sich diesen zusammenwirkenden Reitzungen hin. Allein sobald sie das lustige Gelage verlassen haben, bereuen sie ihre Theilnahme an demselben, und es ist nicht immer das körperliche Uebelbefinden allein, was diese Reue bewirkt, es ist eben so oft der Vorwurf, den sie sich machen, daß ihre gewohnte Mäßigkeit so sehr zu Schanden geworden. Diese Reue bewahrt sie auf lange Zeit wieder vor ähnlichen Versuchungen zur Unmäßigkeit, ja Manche sind schon durch den ersten Fall so sehr gewitzigt, daß sie sich nie mehr einer weitern Versuchung aussetzen.

15.

Diese große Wirkung der Angewöhnung an eine sittliche Handlungsweise sollte allerdings bey der Erziehung weit mehr be-

rücksichtigt werden, als wirklich geschieht. Was der Mensch wird, wird er größtentheils durch Erziehung, und um Alles zu werden, was diese aus ihm machen kann, muß sie ihr Werk schon von der frühesten Jugend an beginnen. Von der Natur bloß mit Anlagen begabt, wird er gut oder schlimm, je nachdem die Richtung ist, die sie bey ihrer Entwicklung durch die Erziehung erhalten, und was insbesondere die Ausbildung der sittlichen betrifft, so kann damit der Anfang nicht frühe genug gemacht werden. So kann man schon bey dem zartesten Kind den Grund zur Mäßigkeit legen, wenn man nicht jedes Weinen und Schreyen desselben für den Ausdruck des Hungers oder Dursts hält, sondern beyde nur befriedigt, wenn das Bedürfniß zu essen und zu trinken wirklich vorhanden ist. So kann man schon das zarteste Kind zum Gehorsam gewöhnen, wenn man nicht gleich jede Aeußerung seiner Triebe zu befriedigen eilt, sondern so oft man sieht, daß die Befriedigung nicht dringend ist, das Kind fortweinen läßt, und wenn es nicht selbst aufhört, ihm durch ein ernstes Zeichen des Unwillens in Mienen oder Worten

zu verstehen gibt, daß man seinem Eigenwillen kein Gehör gebe. *) So kann man weiterhin, schon ehe das Kind reden lernt, den Keim der Selbstsucht, der Eitelkeit, des Uebermuths, in ihm ersticken, wenn man ihm bey jeder Gelegenheit seine Abhängigkeit von andern Menschen zu fühlen gibt, wenn man es nie über etwas lobt, was es ohnehin hat thun sollen, und auch von etwas wirklich lobenswürdigem spricht als von einer Sache, die

*) Eine adelige Dame, welche die Söhne und Töchter ihres Bruders alle auf das trefflichste erzogen hat, verlangte sogar, wenn sie überzeugt war, daß ein Kind bloß aus Eigensinn weine, daß es mitten im Weinen ein freundliches Gesicht machen soll. Sie ging dabey von dem sehr richtigen Grundsatz aus, daß, so wie freundliche Gesinnungen sich durch freundliche Mienen ausdrücken, auch umgekehrt freundliche Mienen freundliche Gesinnungen bewirken, und es ist unglaublich, was die Befolgung dieses einzigen Grundsatzes für gute Wirkungen auf das Gemüth ihrer Zöglinge gehabt hat.

sich von selbst versteht. — Freylich ist eine solche Behandlung der Kinder die Art nur sehr weniger Aeltern, und wenn man bedenkt, wie viel Verstand auf der einen, und wie viel Resignation auf der andern Seite dazu gehört, um eine solche Behandlung immer konsequent durchzuführen, so darf man sich darüber nicht wundern. Indessen so groß auch die Schwierigkeiten dieser Behandlung sind, so zeigt doch das Beyspiel so mancher Familien, in denen wir die herrlichen Früchte derselben sehen, daß sie keine leere Idee sey. Man trete in den Kreis dieser Familien, und beobachte die Kinder, wie sie sich in jeder Beziehung benehmen. Gleich, nachdem sie das Bette verlassen haben, einfach und reinlich angekleidet, und von der frühesten Kindheit an gewöhnt, ihre Kleider nicht zu beschmutzen, können sie selbst nichts unreinliches an sich leiden. Die Kleider werden fast eben so unbeschmutzt abgelegt, als sie ihnen angelegt worden. Gleich nach dem Frühstück gehen die jüngern zu ihren Spielen, die ältern zu ihrem Unterricht, und wie sich jene nie unartig und zänkisch gegen einander betragen, so zeigen sich diese nie unaufmerksam

und flatterhaft, nie unbescheiden und ungeberdig gegen ihre Lehrer. Nie müßig gelassen, immer mit etwas Nützlichem beschäftigt, und auch in ihren Spielen verständig geleitet, gewöhnen sie sich frühe zur Arbeitsamkeit, und die ihnen nie gestattete Langeweile dient ihnen zum Verwahrungsmittel vor künftigen Ausschweifungen der Phantasie. Immer ihren Blick auf ihre Altern gerichtet, verstehen sie jedes Wort und jeden Wink derselben, und von ihrer frühen Kindheit an zum Gehorsam gewöhnt, befolgen sie die Befehle ihrer Aeltern mit eben der Willigkeit, als ob sie aus eigenem Antriebe handelten. Nie gelobt wegen dieses bereitwilligen Gehorsams, bloß mit einem Blick des Wohlwollens dafür angesehen, oder mit einem billigenden Wort der Zufriedenheit belohnt, werden sie nicht eitel und übermüthig. Sie betrachten ihr schönes Betragen als eine Sache, die so seyn muß, und wissen und ahnen nicht, daß sie gut sind. Von ihrem zartesten Alter an zur Mäßigkeit gewöhnt, sitzen sie ruhig bey Tische, warten geduldig, bis sie ihre Portion bekommen, fordern nie, wenn sie etwa vergessen werden, und wie mäßig auch ihre

Mahlzeit ist, gehen sie doch vergnügt davon, weil sie immer gehörig gesättigt, und nie an Näschereyen gewöhnt worden. Wie gegen ihre Aeltern sind sie auch bescheiden und gehorsam gegen andere Personen, und wie sie immer wahr und offen gegen ihre Aeltern sind, so sind sie auch nicht scheu und furchtsam in Gegenwart von Fremden. Ihr nur von Liebe erfülltes Herz traut Niemand etwas Böses zu; auch fremde Menschen halten sie für gesinnt, wie ihre Aeltern, und erwiedern diese vermeinte Gesinnung durch eine ähnliche Zutraulichkeit.

16.

Ich will das Gegenbild dieser Kinderzucht nicht aufstellen. Wer nur einigermaßen in der Welt bekannt ist, wird es oft genug in der Wirklichkeit gefunden haben. Um so weniger aber kann ich es mir versagen, die trefflichen Aeltern zu preisen, die hierin andern zum Muster dienen. Besonders wende ich mich an euch, verehrungswürdige Mütter! die ihr euch nicht begnügt, eure Kinder bloß zu lieben, weil ihr sie unter euerm Herzen getragen, sie

zu pflegen, weil sie eure Kinder sind, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, weil ihre Schmerzen auch euch Schmerzen machen, ihnen wohl zu thun, weil ihr euch in ihnen selbst liebt, sondern die ihr, eingedenk der größern Pflicht, die ihr als Mütter zn erfüllen habt, stets thut, was den Kindern wahrhaft gut ist, so weh es auch eurem Herzen geschehen mag, ihnen etwas zu versagen, was ihnen Freude macht, oder sie zu züchtigen, wenn sie Züchtigung nöthig haben. Ihr seyd würdige Mütter, denn ihr seyd nicht bloß die ersten Pflegerinnen eurer Kinder, ihr seyd auch die ersten Erzieherinnen derselben zur Menschheit, und wehe euern Söhnen und Töchtern, wenn sie je vergessen, was sie euch schuldig sind! Sie sind, wie Rousseau sagt, Ungeheuer, die man eilen sollte zu tödten, weil sie nicht werth sind, das Licht des Himmels zu schauen.

17.

Nicht weniger, oder noch mehr, als die Angewöhnung durch mündliche Anweisung, wirken die Beyspiele einer sittlichen

Handlungsweise, die den Kindern von ihrer frühesten Jugend an vor Augen gestellt werden. Der Mensch ist von Natur nicht allein ein geselliges, er ist auch ein nachahmendes Wesen, und zumahl zeigt sich sein Nachahmungstrieb in der Jugend. Schon die Sprache lernt das Kind fast allein durch selbstversuchtes Nachsprechen der Wörter, die es hört, durch Nachahmung der Töne fremder Sprachorgane mittelst seiner eigenen. Aber noch wirksamer zeigt sich dieser Nachahmungstrieb in Rücksicht auf seine Handlungen. Gleich einem Affen thut es Alles, was es Andere thun sieht, und je weniger es noch über seine Handlungen zu reflektiren fähig ist, desto mächtiger wirkt dieser Nachahmungstrieb. Nichts ist daher für die Erziehung in diesem Alter wichtiger, als diesen Nachahmungstrieb gehörig zu leiten; aber nirgends werden auch größere Fehler begangen, als eben hierin. In der Meinung, daß so zarte Kinder noch nicht nachdenken, glauben die meisten Aeltern, daß es gleichgültig sey, wie sie sich vor ihnen benehmen, und wenn sie auch zuweilen gewahr werden, daß die Kinder auf etwas aufmerksam

geworden sind, was sie vor ihnen hätten verbergen sollen, so betrachten sie den Eindruck als etwas Vorübergehendes, ohne zu ahnen, daß etwas davon in ihrem Gemüthe zurückbleiben könne. Aber auch der leichteste Eindruck auf das zarte Gemüth der Kinder ist nicht gleichgültig. Auch wenn er dasselbe nur oberflächlich berührt, und keine Spur zurückzulassen scheint, so ist er doch selten völlig verlöscht; er wirkt in dem Gemüth des Kindes im Verborgenen fort, und mit Verwunderung sieht man oft lange nachher die Spuren, die er in demselben zurückgelassen hat. Daher die wichtige Regel der Erziehung, auch den zartesten Kindern immer nur Beyspiele eines gesitteten Beytragens vor Augen zu stellen, und sich weder in Worten noch in Handlungen etwas zu erlauben, was einen schlimmen Eindruck auf ihr Gemüth machen kann. Diese wichtige Regel beobachten leider nur wenige Aeltern. Die meisten glauben, daß das Kind anfangs bloß der physischen Pflege bedürfe, und daß sie ihrer Pflicht volle Genüge leisten, wenn sie es an derselben nicht fehlen lassen. In diesem irrigen Glauben sind sie, in Be-

ziehung auf Alles, was auf das Gemüth des Kindes wirkt, nicht nur für sich selbst sorglos, sondern sie bekümmern sich auch eben so wenig darum, welche Wirkung das Betragen anderer Personen auf dasselbe macht. Sie überlassen die Kinder Jedem, der sich mit ihnen beschäftigen mag, übergeben sie Tage lang der Pflege der rohesten Dienstboten, oder stellen sogar eigene Wärterinnen an, in deren Händen sie oft noch schlechter berathen sind, als bey den Dienstboten. Da die übeln Wirkungen dieser Verwahrlosung nicht gleich zum Vorschein kommen, so achtet man sie natürlicher Weise um so weniger, und wenn man sie auch hie und da deutlicher gewahr wird, so tröstet man sich damit, daß es bloß kindische Unarten sind, die sich, wenn das Kind größer und gescheidter wird, entweder von selbst wieder verlieren werden, oder die man ihnen leicht wieder werde abgewöhnen können. Allein nichts ist irriger, als dieser Wahn, nichts verderblicher, als dieser Trost. Von den ersten Eindrücken auf das Gemüth der Kinder, von der ersten Richtung, die ihre Neigungen und Begierden erhalten, hängt ihr sittliches Betragen oft ihr ganzes

Leben hindurch ab, und da es vorzüglich die Beyspiele sind, die das Kind vor sich sieht, was seinen Neigungen und Begierden ihre Richtung gibt, so liegt Alles daran, daß ihm immer nur Beyspiele eines echt sittlichen Betragens vor Augen gestellt werden. Verständige Aeltern sind von dieser Wahrheit leicht zu überzeugen, und diejenigen, die sich nicht überzeugen lassen wollen, mögen hingehen, und sehen, was für ein Unterschied zwischen ihren Kindern, und den Kindern derjenigen Aeltern ist, die sich nach jener Regel richten. Bey sich sehen sie überall das Abbild ihrer eigenen Gemeinheit und Rohheit; bey den Andern sehen sie Kinder, selbst kleine Kinder, die an Bescheidenheit, Sittsamkeit, Mäßigkeit, u. s. w. ihren Aeltern eben so ähnlich sind, als sie ihnen in ihrer Gesichtsbildung gleichen. Wer Gelegenheit hat, sich in dem Innern der Familien etwas genauer umzusehen, wird von diesem auffallenden Unterschied Beispiele genug anzuführen wissen. Er wird aber auch durchgängig gefunden haben, daß es vorzüglich die Wirkung der Beyspiele ist, warum die Kinder vor sich haben, daß in der einen Familie Eigensinn, Un-

gehorsam, Unbescheidenheit, Eitelkeit, Gefräßigkeit, und andere Unarten, in der andern Folgsamkeit, Bescheidenheit, Sittsamkeit, Fleiß und Mäßigkeit unter den Kindern herrschen. Daß hierin der Adel vor andern Ständen den Vorzug habe, weiß Jeder, der in adeligen Häusern bekannt ist. Aber auch in vielen bürgerlichen Familien fehlen diese kindlichen Tugenden, wenn man sie so nennen darf, nicht; ja man beobachtet sie selbst zuweilen bey dem Landvolke. Es gibt auch Bauernfamilien, in welchen die Kinder viel wohlgezogener sind, als in andern, und wenn man nach der Ursache fragt, so findet man durchgängig, daß auch die Aeltern gesitteter sind, als andere. Wie überall, wirken auch hier Bespiele mehr als Lehren, und wohl den Aeltern, die dieses erkennen, und diese Wahrheit bey der Erziehung ihrer Kinder schon in ihrem zartesten Alter nie aus den Augen verlieren! Der innern Sittlichkeit ist so wenig in der Welt, daß die Kultur der äußern nicht genug empfohlen, nicht genug befördert werden kann. Bey der so unwiderstehlichen Gewalt, die die Sinnlichkeit über den Menschen hat, bey dem

so allgemeinen Streben nach sinnlichen Genüssen, bey der so tief gewurzelten sittlichen Verdorbenheit unseres Zeitalters, ist es allein die äußere Sittlichkeit, was verhindert, daß die Welt nicht eine Räuber- und Mördergrube ist. Daß sie es nicht werde, kann allein die Erziehung verhindern, und worauf es bey dieser vorzüglich ankommt, ist, daß die Jugend so früh, als möglich, nicht nur durch mündliche Anweisung, sondern auch hauptsächlich durch Beyspiele, die ihr von dem zartesten Alter an vorgestellt werden, zu einem sittlichen Betragen gewöhnt wird.

18.

Aber nicht bloß für die Jugend, auch für erwachsene Jünglinge und Mädchen, ja selbst für Männer und Frauen, sind solche Beyspiele nothwendig. Auch der wohlgezogenste Jüngling kann, nachdem er das väterliche Haus verlassen hat, zu dem verdorbensten Menschen ausarten; auch das sittsamste Mädchen, wenn es der Aufsicht seiner Mutter zu früh entlassen wird, kann eine nichtswürdige Dirne werden.

Es kommt nur auf die Verbindungen an, in welche sie kommen, auf die Beyspiele, welche in diesen neuen Verhältnissen auf sie wirken. Was die Jünglinge betrifft, so will ich hier nur an die Gymnasien und Universitäten erinnern. Wie viele liebenswürdige Knaben sind nicht schon auf Gymnasien die ungezogensten rohesten Buben geworden! Wie viele wohlgesittete Jünglinge haben sich nicht auf Universitäten in die größten Wüstlinge verwandelt, — und wie viele sind es nicht ihr ganzes Leben hindurch geblieben! — Eben so verhält es sich auch mit den Mädchen. Wie viele, die zu Hause die einfachsten sittsamsten Wesen waren, wurden nicht schon durch das Beyspiel eitler wollüstiger Gespielinnen, denen sie sich zutrauungsvoll hingaben, die eitelsten Närrinnen, die frivolsten Weibspersonen! Wie viele, die in ihrem ledigen Stand mit allen Eigenschaften versehen waren, die zu einer wackern Hausfrau erfordert werden, haben nicht schon an der Seite eines leichtsinnigen, luxuriösen, liederlichen Mannes, bey dem sie das Glück ihres Lebens zu finden hofften, ohne daß sie die Veränderung, die mit ihnen vor-

ging, deutlich gewahr wurden, eben die Untugenden angenommen, in welchen er ihnen zum Beyspiele diente! Ueberall, wo wohlgesittete Jünglinge nach ihrem Austrttt aus dem älterlichen Hause vorworfene Wüstlinge, und wohlgezogene Mädchen liederliche Dirnen oder nichtswürdige Weiber geworden sind, haben das Meiste dazu schlechter Umgang und schlimme Beyspiele beygetragen. Schlechte Menschen, nicht böse Geister, sind die Verführer der Jugend, und das größte Unglück, was einem wohlgesitteten Jüngling, und einem gut erzogenen Mädchen widerfahren kann, ist der schlechte Umgang, in den sie gerathen, wenn sie sich selbst überlassen sind. Daher die hohe Pflicht der Aeltern, auch bey ihren erwachsenen Söhnen und Töchtern auf das sorgfältigste auf den Umgang zu sehen, den sie sich, wenn sie, ihrer unmittelbaren Aufsicht entzogen, nun selbstständig handeln, wählen. Es ist wahr, man kann einen jungen Menschen, wenn er sich selbst überlassen ist, nicht besser kennen lernen, als aus dem Umgang, den er sich wählt, und ein wohlgezogener Jüngling wird nicht leicht einen andern zu seinem Gesellschafter machen,

von dem er weiß, daß er ein ungesitteter, roher, oder gar verdorbener Mensch ist. Aber die Rohheit trägt nur zu oft die Maske der Artigkeit, die Verdorbenheit nur zu oft die Maske der Sittlichkeit, und der wohlgezogene Jüngling ist meistens zu unerfahren, als daß er die Maske durchschauen, und zu gut gesinnt, als daß er vermuthen könnte, was hinter ihr versteckt ist. Zutrauungsvoll gibt er sich dem Vermummten hin, und ehe er es selbst gewahr wird, ist er einer der Seinigen geworden. Viele junge Leute, die auf diese Art getäuscht worden, macht zwar die Erfahrung klüger; aber es ist schlimm, wenn man durch solche Erfahrungen klug werden muß, und daß dieses verhütet werde, ist es eine Hauptregel der Erziehung, daß man, besonders bey Knaben und Jünglingen, schon in dem älterlichen Hause den Umgang nicht bloß auf Vater und Mutter, auf die Geschwister, auf die übrigen Hausgenossen, auf die Anverwandten und Freunde des Hauses, beschränke. Man muß den Umgang auch auf fremde Menschen ausdehnen, und wenn der heranwachsende Jüngling der guten genug kennen gelernt hat, so

mag er auch die bösen kennen lernen, damit er wisse, zu was er sich von ihnen zu versehen hat. Ist sein sittliches Betragen nur sonst gut gegründet, so wird ihn auch die scheinbare Tugend und Liebenswürdigkeit schlechter Menschen nicht leicht täuschen. Er wird sie mit Mißtrauen ansehen, und auch ein näherer Umgang mit ihren wird seiner eigenen Sittlichkeit keinen Eintrag thun. Aus dieser Ursache ist es sehr wohlgethan, wenn Väter, die es können, ihre Söhne, nachdem sie zu Jüngligen herangewachsen siud, unter guter Begleitung in die Fremde schicken, wenn Kaufleute ihre Söhne, die sich der Handlung widmen, in andere Handelshäuser in die Lehre geben, wenn Väter, die ihre Söhne studiren lassen, ihnen auf die Universität einen Hofmeister mitgeben, der den Mangel der Aufsicht der akademischen Lehrer, die sich den Studirenden gewöhnlich nur auf dem Katheder zeigen, ersetzt. So habe ich, um nur ein einziges Beyspiel anzuführen, einen Kaufmann gekannt, der seine Söhne, die sich der Handlung widmeten, nicht in seinem eigenen großen Handelshaus, sondern in andern ihre Lehrzeit zubringen ließ. Da sie vorher,

alle trefflich erzogen, und die Handelshäuser, denen er sie übergab, die besten auch in sittlicher Beziehung waren, so lief er dabey keine Gefahr. Die Söhne kamen alle eben so gesittet in das väterliche Haus zurück, als sie es verlassen hatten; sie hatten sich nur mehr Erfahrung erworben, und dieß war auch der Hauptzweck, den der verständige und erfahrene Vater dadurch erreichen wollte. Ueberhaupt war dieses Haus in jedem Betracht das Muster einer guten sittlichen Erziehung. Der edle Vater ist nicht mehr, aber sein Andenken lebt in dem Herzen Aller, die ihn kannten, es lebt auch in dem meinigen, und mit Freuden bringe ich hier seinen Manen dieses öffentliche Opfer meiner Verehrung.

19.

Ein Hauptpunkt in Betreff des Umgangs junger Leute, als Mittel zu ihrer sittlichen Bildnng, ist der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht. Daß hier nicht von Liebschaften die Rede sey, bedarf keiner Erinnerung. Als Wirkungen des Naturtriebes

spinnen sich diese leicht, und gewöhnlich nur zu frühe, an, und obschon der Jüngling, um seiner Geliebten zu gefallen, sanfter, bescheidener, gefälliger, und überhaupt gesitteter wird, so ist dieß doch nicht die eigentliche Schule seiner sittlichen Bildung. Eine solche eröffnet sich ihm nur in einem ausgebreitetern Umgang mit dem weiblichen Geschlecht, in gemischten Gesellschaften, wo Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, zu gemeinschaftlichen Unterhaltungen und Vergnügungen zusammenkommen, und es gehört unstreitig zu den größten Vorzügen unseres jetzigen Zeitalters, daß diese gemischten Gesellschaften so allgemein eingeführt sind. So wie in der Regel nur gebildete Personen Zutritt in diesen Gesellschaften haben, und ungebildete sich gewöhnlich selbst davon ausschließen, so zeigen sich auch die Erstern hier in ihrem schönsten Lichte. Es ist keine sittliche Tugend, die hier nicht geübt wird, vor allen sehen Jünglinge und Mädchen hier die schönsten Muster, und wenn sie nicht als unwürdige Glieder aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden sollen, sind sie genöthigt, diese Muster nachzuahmen. Solche

Sittenschulen sind vorzüglich die Gesellschaften des Adels. Nicht nur sind die adeligen Gesellschaften die zahlreichsten und gemischtesten, sondern sie sind auch die häufigsten, weil Gesellschaft das eigentliche Element ist, in welchem der Adel lebt. Unter den bürgerlichen Ständen gibt es zwar auch häufig große gemischte Gesellschaften; allein gewöhnlich finden sie nur bey besondern Gelegenheiten Statt, und man kommt hier nicht sowohl zusammen, um sich zu unterhalten, und gemeinschaftlich zu vergnügen, sondern um zusammen zu essen, sich einander seine schönen und kostbaren Kleider, seinen Putz, und andere Herrlichkeiten sehen zu lassen. Wohl übt man auch hier mehr oder weniger alle gesellige Tugenden; man ist bescheiden, höflich, gefällig, ja man sucht sich sogar in diesen Tugenden zu überbieten. Aber eben das Gezwungene des Betragens schwächt nothwendig den Eindruck desselben auf die jungen Leute, weil sie die ältern Personen hier außer ihrem gewöhnlichen Zustand, und, wie in ihren Kleidern, auch in ihrem Betragen gleichsam geputzt sehen, und da überdieß die ältern Personen, indem sie schon genug mit sich selbst beschäftigt

sind, die Männer meistens von ihren Geschäf- ten, die Frauen von ihrer Haushaltung, von ihrem Gesinde, und den Neuigkeiten des Tags sprechen, sich um die jüngern nur wenig be- kümmern, so haben diese auch weniger Veran- lassung, sich zusammen zu nehmen, und der Nutzen für ihre sittliche Bildung, den ihnen die Gesellschaften gewähren sollten, ist größ- tentheils für sie verloren. Ganz anders ver- hält es sich mit den adeligen Gesellschaften. Hier kommt man um der Unterhaltung und des Vergnügens willen zusammen. Aeltere und jüngere Personen nehmen daran gleichen Antheil. Die Herren sprechen hier nicht von Geschäften, die Damen nicht von ihren häus- lichen Angelegenheiten. Von den Herren ha- ben die einen gar keine Geschäfte, und leben bloß für die Gesellschaft, die andern haben zwar Geschäfte, aber sie wollen sie in der Gesellschaft vergessen, und besuchen gerade deßwegen die Gesellschaften. Die Damen un- terhalten sich zwar auch oft genug von sehr unbedeutenden Gegenständen, von Stadtneuig- keiten, neuen Moden in Kleidern und Equi- pagen, Hoflustbarkeiten, u. d. gl. Aber um

was es ihnen am meisten zu thun ist, ist, sich selbst als Personen darzustellen, die sich durch Artigkeit, Höflichkeit, Anstand, Würde und andere sittliche Eigenschaften auszeichnen, und wie sie diese Eigenschaften an sich selbst als den Vorzug ihres Standes ansehen, und geltend zu machen suchen, so bestreben sie sich auch, ihre Söhne und Töchter so früh, wie möglich, an ein solches Betragen zu gewöhnen, indem sie sich ihnen als Muster desselben darstellen. Die adelige Welt soll nie aussterben, und daß sie nie aussterbe, werden die Söhne, so wie sie dem Knabenalter entwachsen, und die Töchter, noch ehe sie mannbar sind, in die Gesellschaft eingeführt. In der That vereinigt sich hier auch Alles zu ihrer Bildung, und der Erfolg zeigt, daß die Muster, die ihnen hier von jeder geselligen Tugend zur Nachahmung aufgestellt werden, ihre Absicht nicht leicht verfehlen. Nichts ist artiger, bescheidener, sittsamer, als ein Fräulein aus einem guten adeligen Hause. Kein junger Mensch, auch aus den wohlhabendsten und achtungswürdigsten bürgerlichen Familien, zeigt so viel Anstand und Würde, neben so viel Artigkeit, Höf-

lichkeit und Gefälligkeit, als ein Jüngling von Adel. Freylich zeigen sich manche adelige Jünglinge nur so wohlgezogen in der Gesellschaft; außer derselben sind manche die wildesten, übermüthigsten, brutalsten Menschen. Aber eben der Umstand, daß auch diese sich in der Gesellschaft so zusammen nehmen, daß sie nicht selten mit den wohlgezogensten wetteifern, beweist die Macht, mit welcher der gute Ton, der in den Gesellschaften herrscht, auf die adelige Jugend wirkt. Unstreitig thut hiebey sehr viel der Respekt, den das Ansehen und die Würde der Männer, von denen ein großer Theil die ersten Hof- und Staatsämter begleitet, den jüngern Gliedern der Gesellschaft einflößt. Aber das Meiste bewirkt doch gewiß der weibliche Theil der Gesellschaft, die jüngern sowohl, als die ältern Damen, nicht allein durch ihr eigenes schönes, anständiges und würdiges Betragen, sondern auch durch die Macht, welche sie über die Männer ausüben, die, den Damen zu gefallen, Alles aufbieten, was ihrem Betragen den Schein der vollendetsten Sittlichkeit geben kann. Ueberhaupt ist es vorzüglich die weibliche Welt,

durch welche die männliche gebildet wird, und mau kann mit Recht behaupten, daß man es hauptsächlich ihr zu danken hat, daß bey der tiefen sittlichen Verdorbenheit unseres Zeitalters doch ein so hoher Grad von äußerer Sittlichkeit in demselben vorhanden ist. Was auch der Mann durch eigene Bemühung, und durch dem Umgang mit andern Männern, für seine sittliche Bildung gewinnen mag, die letzte Hand müssen immer die Frauen an ihn legen. Nur durch den Umgang mit ihnen erhält sein Betragen die eigentliche sittliche Politur, und selten treffen wir weder unter dem Adel, noch in den bürgerlichen Ständen, einen vollkommen gebildeten Mann an, der die Vollendung seiner Bildung nicht in dieser Schule erhalten hätte.

20.

Freylich ist auch die vollkommenste Bildung dieser Art gewöhnlich nur eine äußere, und nicht selten sogar eine Maske, hinter welcher die größte innere Unsittlichkeit verborgen seyn kann. Allein diese Fälle, wenn sie auch noch häufiger wären, als sie wirklich sind, benehmen

dem Werth der äußern Sittlichkeit nichts. Auch diese Menschen können, wenn sie nur den Mangel an innerer Sittlichkeit gut zu verbergen wissen, der Jugend immer noch zu Mustern eines sittlichen Betragens dienen. Sie muß nur in keine nähere Bekanntschaft mit ihnen gerathen, wo sie gewöhnlich diese Maske ablegen, und wo dann ihr Beyspiel desto verderblicher auf sie wirkt. Aeltere Personen kennen gewöhnlich diese Menschen näher, und ihre Pflicht ist es, die unerfahrene Jugend von einem nähern Umgang mit ihnen abzuhalten, nicht dadurch, daß sie ihr denselben verdächtig machen, sondern daß sie ihr den Umgang mit bessern Menschen verschaffen, bey denen ihre Unerfahrenheit weniger Gefahr läuft, hintergangen zu werden. Erst wenn die innere Sittlichkeit bey Jünglingen und Mädchen gehörig befestigt ist, mögen sie auch solche Menschen kennen lernen, damit sie sehen, was auch unter den schönsten äußern Schein von Sittlichkeit für eine tiefe Verdorbenheit des Herzens verborgen seyn kann. Früher sollen sie sich nur an diesen äußern Schein halten. Sie sollen in der Unschuld ihres Herzens glauben,

daß dieser schöne Schein von Außen nothwendig der Widerschein der innern Vortrefflichkeit seyn müsse, und in diesem Glauben soll ihnen auch die Handlungsweise der schlechtesten Menschen, wenn sie nur das Gepräge der Sittlichkeit hat, zum Muster ihrer eigenen dienen. Nur so kann ihnen die Kultur der äußern Sittlichkeit eine Vorschule zur Kultur der innern werden. Wie sie es werde, und wie überhaupt die Kultur der innern Sittlichkeit bewerkstelliget werden müsse, davon wird in dem folgenden Kapitel die Rede seyn.

Drittes Kapitel.

Kultur der innern Sittlichkeit oder Bildung des sittlichen Charakters durch Unterricht und Erziehung.

1.

In dem vorhergehenden Kapitel ist bloß von der äußern Sittlichkeit die Rede gewesen, und ich glaube, hinlänglich gezeigt zu haben, daß schon diese von sehr großem Werth sey, nicht allein für das gesellige Leben, sondern auch als Vorbereitung zur Kultur der innern Sittlichkeit. Allerdings verdienen zwar nur solche Handlungen den Nahmen sittlicher Handlungen, bey welchen auch sittliche Triebfedern wirken; allein für das gesellige Leben ist es schon genug, wenn die Menschen vor der Hand nur äußerlich sittlich handeln. Freylich wird die

Absicht der Natur dadurch nur sehr unvollkommen erreicht. Der Mensch soll nicht als ein bloß scheinbar sittliches, er soll als ein wahrhaft sittliches Wesen handeln, — das war ihre Absicht, da sie ihn zu einem vernünftigen, mit Freyheit begabten, und geselligen Wesen machte. Die Gesellschaft, in welcher er seine Bestimmung als vernünftiges und freyes Wesen erfüllen soll, und an welche er eben deßwegen durch den Trieb zur Geselligkeit so fest geknüpft ist, soll ihm den Schauplatz dazu eröffnen, und so wie das höchste Gesetz der Natur selbst das Schöne, Wahre und Gute ist, so soll dieses Gesetz auch das höchste Gesetz in dem geselligen Leben seyn. Diesem Gesetze folgend schreitet, wie die geistige, auch die sittliche Bildung der Menschheit im Lauf der Zeiten immer weiter, und wie oft sie auch aufgehalten zu werden, oder gar zurückzuschreiten scheinen mag, so geht sie doch ihren großen Gang fort, und eben weil für jetzt noch so wenig auf die innere Sittlichkeit der Menschen gerechnet werden kann, so muß auch schon eine bloß äußerlich sittliche Handlungsweise einstweilen hinreichend seyn, um nicht

nur das gesellige Leben in seinem naturgemäßsen Fortgang zu erhalten, sondern auch als Beförderungsmittel der innern Sittlichkeit zu dienen. Alle sittliche Handlungen nehmlich, wenn sie auch nur den äußern Schein von Sittlichkeit haben, sind in Beziehung auf das gesellige Leben gute Handlungen. Die Menschen in der Gesellschaft sehen nur auf die Wirkungen der Handlungen, und so lange diese nicht nachtheilig für sie sind, bekümmern sie sich um die Triebfedern derselben wenig. Erst wenn sie ihnen zum Nachtheil gereichen, werden sie aufmerksam auf die Gesinnung des Handelnden, und hüten sich entweder vor ihm, oder wirken ihm entgegen, um ihn zu einer andern Handlungsweise zu bewegen. Allein eben dieses Entgegenwirken macht auch die Menschen in ihrer Handlungsweise vorsichtig, und auch die schlimmsten suchen ihren Handlungen den Schein zu geben, als ob die besten Triebfedern dabey wirkten, nicht allein aus Furcht vor den gesetzlichen Strafen, die auf böse Handlungen folgen, sondern auch schon deßwegen, weil ihr Interesse es fordert, daß sie als gute und rechtliche Menschen anerkannt

werden. *) So erhält sich das gesellige Leben, bey allem Mangel an innerer Sittlichkeit, doch stets in seinem Fortgang, zwar oft gestört — im Kleinen durch sehr ausgezeichnet schlimme Menschen, die diesem oder jenem Einzelnen, dieser oder jener Familie, dieser oder jener Gemeinde schaden, — im Großen durch mächtig gewordene Ungeheuer, die, geblendet von ihrem Glück, und berauscht von ihrer Macht,

---

*) Aus dieser Ursache sehen auch die Regierungen zunächst bloß auf die Gesetzmäßigkeit der Handlungen; die innere Sittlichkeit suchen sie, und zwar mit Recht, nur indirekt zu befördern, durch die Unterrichts- und Erziehungsanstalten, die sie errichten, und die eben deßwegen zu den allerwichtigsten Staatsanstalten gehören. Wie viel in neuern Zeiten zur Verbesserung dieser Anstalten bereits geschehen ist, und noch täglich geschieht, ist allgemein bekannt; es ist nur zu wünschen, daß künftig die sittliche Bildung mit dem Unterricht in wissenschaftlichen Gegenständen einen gleichern Schritt halten möge, als bisher.

das Wohl einer halben Welt ihrem fürchterlichen Egoismus zum Opfer bringen. Aber zum Glück für die Menschheit sind solche Ungeheuer nur seltene Erscheinungen, und wie ihr eigenes Daseyn gleich einem Sturmwind vorüberfährt, so kehrt auch das gesellige Leben alsbald wieder in seinen gewohnten Gang zurück, so wie die gewaltsam bewegte Luft wieder ruhig und still geworden ist.

2.

Allein ein so genügendes Surrogat auch die äußere sittliche Handlungsweise für die innere Sittlichkeit im Ganzen ist, so bleibt es doch immer die Bestimmung des Menschen, als ein sittliches Wesen, im wahren Sinne des Worts, zu handeln. Diese Bestimmung zu erfüllen, ist die bloß äußere Sittlichkeit nicht hinreichend, es muß sich mit ihr auch die **innere** verbinden, und die Frage, die nun zu beantworten ist, ist die: **wie kann aus der äußern Sittlichkeit innere werden, und welche Kultur ist überhaupt zur Bildung des sittlichen Charakters nöthig?**

3.

Wie viel schon für die innere Sittlichkeit gewonnen wird, wenn der Mensch nur erst an eine äußerlich sittliche Handlungsweise gewohnt ist, ist bereits oben schon bemerkt worden. In der Kindheit ist diese Handlungsweise bloß mechanisch, das Kind handelt so und nicht anders, weil es so und nicht anders dressirt ist; bey ihm kann daher von innerer Sittlichkeit gar keine Rede seyn. Allein so wie es weiter heranwächst, und anfängt, über seine Handlungen zu reflektiren, so kann es nicht anders, es muß auch anfangen, sich Regeln und Maximen seines Handelns zu bilden. Diese Regeln und Maximen kann es aber nur aus seiner eigenen Handlungsweise, und aus der Handlungsweise Anderer, von denen ihm seine eigene angelehrt worden, abstrahiren, und es wird diese selbst abstrahirten Regeln und Maximen sich um so mehr zu eigen machen, je besser es sich bey der unbewußten Befolgung derselben befunden, und je weniger es eine andere Handlungsweise kennen gelernt hat, aus welcher es andere Regeln

und Maximen hätte abstrahiren können. Nun lernt zwar jeder Mensch, je mehr er mit der Welt bekannt wird, und in Verbindung mit andern Menschen kommt, auch andere, von seiner bisher gewohnten sehr verschiedene Handlungsweisen kennen, und bald muß er auch die Bemerkung machen, daß die Menschen bey diesen Handlungsweisen sich oft viet besser befinden, mehr Vergnügen genießen, mehr Vortheil haben, mehr Beyfall erhalten, als er bey der seinigen. Allein das Gewohntseyn an seine Handlungsweise von seiner Jugend an gibt den Regeln und Maximen, die er sich aus derselben abstrahirt hat, eine solche Stärke, daß er sich nicht so leicht zu einer andern verleiten läßt. Sind die Anlockugen, es Andern gleich zu thun, groß, und fühlt er dazu stärkere Triebe, so wird ihn zwar die Unterdrückung derselben mehr oder weniger Kampf kosten, aber er wird diesen Kampf ungleich leichter bestehen, als ein Anderer, dessen Handlungsweise von seiner Kindheit an bloß von seinen sich selbst überlassenen Naturtrieben bestimmt worden. So wird ein Mensch, der von Kindheit au zur Mäßigkeit gewöhnt ist,

wenn er Andere an einer reich besetzten Tafel sich noch so gütlich thun sieht, nicht so leicht zur Unmäßigkeit dadurch verleitet werden, als ein Anderer, der von Kindheit an bloß seinem Appetit gefolgt ist. So wird ein Mädchen, das von Jugend auf immer einfach und züchtig gekleidet war, wenn es gleich andere Mädchen seines Alters in einer üppigern Kleidung, in einem elegantern Putz, mehr Beyfall einerndten sieht, sich nicht so leicht zu der gleichen Art sich zu kleiden verstehen, als ein anderes, das schon von Jugend auf zu einer Puppe herausgeputzt zu werden gewohnt war. Die von Kindheit an gewohnte Weise ist zur andern Natur geworden, die wahrgenommenen Abweichungen davon haben weniger Reitz, und die aus der gewohnten Weise zu handeln abstrahirten Regeln und Maximen haben sich nach und nach so befestigt, daß es schwer hält, ihnen ungetreu zu werden.

4.

Aber so fest auch diese Regeln und Maximen seyn mögen, so sind sie doch immer noch wandelbare Regeln und Maximen, sie sind noch nicht so fest, daß sie den Menschen stark

genug machen, jeder Versuchung widerstehen zu können. Sie haben diese Macht nur, so lange die schon entwickelten Triebe in ihren gewohnten Schranken bleiben, und nicht neue Triebe erwachen, für deren Befriedigung noch keine Regeln vorhanden sind. Allein mit jedem Eintritt aus einem Lebensalter in das andere bilden sich nicht nur die frühern Triebe mehr aus, und fordern eine manchfaltigere Befriedigung, sondern es entwickeln sich auch neue Triebe, die in dem kindlichen Alter noch nicht vorhanden waren. Der erwachsene Mensch will nicht bloß, wie das Kind, seinen Hunger und Durst stillen; er will auch seinen Gaumen vergnügen, er verlangt mehr Abwechselung in den Speisen, einen größern Wohlgeschmack derselben, eine größere Wahl in den Getränken. Zu dem Triebe nach Speise und Trank gesellt sich bey den Jünglingen und Mädchen ein zuvor unbekannter neuer Trieb, der Geschlechtstrieb, und treten erst beyde aus dem Kreis ihrer Familien in das allgemeinere gesellige Leben ein, so entwickeln sich ebenfalls wieder neue Triebe, bey dem Jüngling der Trieb nach Ehre, bey dem Mädchen der Trieb

zu gefallen, bey beyden der Trieb nach Vermögen und Reichthum. Aber die neuen Triebe fordern auch neue Regeln und Maximen in Rücksicht auf ihre Befriedigung, und hier wird es auch dem von seiner Kindheit an zur Mässigkeit gewöhnten Menschen sehr schwer, den Reitzungen derselben zu widerstehen. In der Kindheit sind der Triebe nur wenige, sie beziehen sich auf unmittelbare Naturbedürfnisse, und sie schweigen, sobald sie befriedigt sind. Ueberdieß gelangen sie bey einer guten Erziehung nie zu einer übermäßigen Stärke, und da die Handlungen bey ihrer Befriedigung immer die nehmlichen sind, so hat das Kind, wenn es über sie zu reflektiren anfängt, Zeit genug, um nicht nur die Regeln und Maximen für dieselben zu abstrahiren, sondern auch sie sich so zu eigen zu machen, daß es ihnen in der Folge nicht leicht ungetreu wird. Ganz anders hingegen verhält es sich mit den nach dem Austritt aus dem Kindes- und Knabenalter sich entwickelnden Trieben, dem Geschlechstrieb, dem Trieb nach Ehre, nach Reichthum, und andern im geselligen Leben erwachenden Trieben. Zwar ist auch der Geschlechstrieb die

Wirkung eines unmittelbaren Naturbedürfnisses, und er schweigt, wenn er befriedigt ist, wie der Hunger und Durst, bis das Bedürfniß aufs Neue wieder rege wird. Allein wenn er einmahl erwacht ist, so geht er viel weiter, als der Trieb nach Speise und Trank; er strebt nach einer viel größern Manchfaltigkeit und Abwechselung in seiner Befriedigung, die Stillung des unmittelbaren Bedürfnisses ist ihm nicht genug, er bemächtigt sich auch der Phantasie, und wenn er einmahl die Phantasie in sein Interesse gezogen hat, so hat er keine Grenzen mehr. Der ganze Mensch wird seiner Herrschaft unterworfen, und alles sein Thun und Treiben ist auf die Aufsuchung und Herbeyschaffung der Mittel zu seiner Befriedigung gerichtet. — Aber ist dieses schon der Fall bey dem Geschlechtstrieb, so ist er es noch mehr bey dem Trieb nach Ehre und Reichthum. Diese Triebe gehen ihrer Natur nach ins Unendliche. Der Ehrgeitzige strebt immer höher hinauf, er will das Höchste erreichen, was ihm möglich scheint, die höchsten Stellen im Staat, das höchste Ansehen, die höchste Macht, uud wenn er auch bloß eitel ist, so

verläugnet dieser Trieb auch hier seine Natur nicht. Statt nach Ehrenstellen strebt er nach den äußern Zeichen der Ehre, nach Titeln und Rang, statt nach Ansehen und Macht nach Bändern und Ordenskreutzen, und wenn ihm seine Verhältnisse diese Bestrebungen verbieten, sucht er sich wenigstens durch einen modehaften eleganten Anzug, und durch andere Aeußerlichkeiten, auf welche die Menschen einen Werth legen, auszuzeichnen. Eben so ist es auch mit dem Trieb nach Reichthum. Auch dieser hat keine Grenzen; er wird vielmehr stärker, je mehr er befriedigt wird. Gleich der Fama des Virgil wächst er im Fortschreiten, und es ist eben das Charakteristische des Habsüchtigen und Geitzigen, daß sie niemahls genug haben. Diese Triebe zu beschränken, werden neue Regeln und Maximen erfordert, und allerdings können auch diese durch eine gute Erziehung in der Jugend, durch eine sorgfältige Anleitung von Aeltern und Freunden, durch gute Beyspiele, mehr oder weniger Platz gewinnen. Allein gewöhnlich eilen die Triebe den Regeln und Maximen, nach denen ihre Befriedigung regulirt werden soll, voraus,

und nicht selten haben sie bereits eine solche Herrschaft erlangt, daß es nicht nur mit der Aufstellung dieser Regeln und Maximen zu spät ist, sondern daß dieselben auch nicht zu der Stärke gelangen, welche erfordert wird, um ihrer Herrschaft die gehörigen Grenzen zu setzen. Was, wie die unmittelbaren Naturtriebe, auch diese im geselligen Leben sich entwickelnden Triebe allein in ihren gehörigen Grenzen halten kann, ist die Vernunft. Sie allein kann die Regeln und Maximen, nach welchen der Mensch in Beziehung auf jeden seiner Triebe handeln soll, aufstellen. Allein nur indem diese Regeln zu einem allgemeinen, für die ganze Handlungsweise des Menschen geltenden Gesetz erhoben werden, werden sie auch zur Regulirung derselben allgemein wirksam, und nur der Mensch, der es dahin gebracht hat, ist ein wahrhaft sittlicher Mensch. Denn er handelt nicht nur äußerlich sittlich, sondern auch die Triebfedern, nach denen er handelt, sind sittlich, und weil er immer, bey allen Gelegenheiten und unter allen Umständen, sittlich handelt, so schreiben wir ihm einen sittlichen Charakter zu. —

Aber nun entsteht die Frage: wie bildet sich dieser sittliche Charakter? Was muß dabey der Unterricht, was muß die Erziehung thun?

5.

Was die Beyspiele eines sittlichen Betragens, die schon dem Kinde zum Muster vorgestellt werden, was die mündlichen Anweisungen, die es von seinen Aeltern dazu erhält, was die Regeln und Maximen, die es sich weiterhin, wenn es über seine Handlungen zu reflektiren anfängt, aus seiner eigenen gewohnten Handlungsweise selbst abstrahirt, bewirken, ist schon ein sehr wichtiger Unterricht, der sein ganzes Leben hindurch nicht ohne gute Folgen bleibt. Allein ein Unterricht von der Art, wie er seyn muß, wenn dadurch innere Sittlichkeit hervorgebracht, oder, mit andern Worten, der sittliche Charakter gebildet werden soll, ist er nicht. Er führt nur zu Regeln und Maximen für einzelne Handlungen, welche bloß der Verstand bildet, zwar gut für die schon gewohnte Handlungsweise, oder, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, für

den gewöhnlichen Hausbedarf, aber nicht für alle und jede Handlungen, nicht für das ganze Leben des Menschen. Ein solcher Unterricht kann sich nur auf die Ausbildung der Vernunft beziehen, und da die Bildung sittlicher Grundsätze allein das Werk der praktischen Vernunft ist, so ist die obige Frage: was muß bey der Bildnng des sittlichen Charakters der Unterricht thun? nun, näher bestimmt, die: wie muß der Unterricht beschaffen seyn, wenn er diejenige Ausbildung der praktischen Vernunft bewirken soll, welche erfordert wird, wenn sie die Gesetzgeberin für die gesammte Handlungsweise des Menschen werden soll?

6.

Daß hier nicht von eigentlich wissenschaftlicher Bildung die Rede seyn könne, bedarf keiner Erinnerung. Eigentlich wissenschaftlicher Bildung bedarf bloß der Gelehrte, um sich zu dem Beruf, den er sich in dem bürgerlichen Leben gewählt hat, tüchtig zu machen.

So studirt der Eine die Jurisprudenz, der Andere die Medicin, der Dritte die Theologie, und sie haben alle dabey keinen andern Zweck, als den der Handwerker und der Bauer auch haben, wenn jener bey dem Meister in die Lehre geht, und dieser von seinem Vater das Feld bauen lernt. Aber es gibt noch eine andere Art von Erkenntniß, ein gewisses allgemeines, mehr praktisches Wissen, das kein Mensch entbehren, zu dem jeder, auch der gemeinste, gelangen kann, und das gerade oft dem Gelehrten fehlt, ungeachtet man es bey ihm vorzüglich erwarten sollte. Dieses allgemeine, jedem Menschen unentbehrliche, und von jedem zu erlangende Wissen besteht in der Kenntniß seiner selbst, seiner Verhältnisse zu seinen Mitmenschen, zu andern lebendigen und leblosen Wesen, und zu dem höchsten aller Wesen, durch welches und in welchem alle andere sind, zu der Gottheit. Diese Kenntniß kann allein den Regeln und Maximen zur Grundlage dienen, die sich die Vernunft bilden muß, wenn der Mensch sein eigener Gesetzgeber seyn soll, und zu dieser Erkenntniß kann einzig und allein ein prak-

tischer Unterricht führen. Theoretisch betrachtet sind zwar die Gegenstände dieser Erkenntniß die höchsten, mit denen sich der menschliche Geist befassen kann, und wer könnte wohl die Verdienste so vieler Gelehrten um die wissenschaftliche Bearbeitung der großen Lehren von der Natur und den Eigenschaften der Dinge, von der Natur und der Bestimmung des Menschen, von dem Daseyn und den Eigenschaften der Gottheit, verkennen! Aber für den handelnden Menschen taugen nur die praktischen Rusultate dieser Lehren, und die tiefsinnigsten Untersuchungen, die kühnsten Spekulationen, sind für ihn unnütz, wenn sie nicht zu solchen Resultaten führen. Was kümmert es den handelnden Menschen, was die Naturforscher von der Natur der Dinge, die Philosophen von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes lehren? Das Alles gehört in die Schule, ist bloß ein Eigenthum der Gelehrten, und wird und soll auch immer ein Eigenthum derselben bleiben. Was dem ganzen menschlichen Geschlecht frommt, ist das, was die Wissenschaften brauchbares für das Leben gewähren, und wenn dieses schon bey den so

genannten Brotwissenschaften, wie bey der Jurisprudenz, der Medicin, rc. rc. der Fall ist, die man wegen des künftigen Berufs in dem bürgerlichen Leben studirt, so ist er es noch weit mehr bey denjenigen, bey denen der Hauptzweck ihres Studiums der Einfluß auf das gesellige Leben ist, wie bey der Philosophie, der Geschichte, und vor allen der Religion. Allein so wie man schon jene Brotwissenschaften häufig mehr theoretisch, als praktisch, treibt, so geschieht dieses noch viel mehr bey den letztern, und besonders bey der Philosophie. Fast allgemein studirt man die Philosophie als eine theoretische Wissenschaft, sucht lieber zu ergründen, was nicht zu ergründen ist, überläßt sich lieber den abentheuerlichsten Spekulationen, als daß man von den wahren Lehren derselben eine fruchtbare Anwendung für das Leben macht, und wie man die Philosophie studirt, so wird sie gewöhnlich auch gelehrt. Man höre einen Professor der Philosophie auf seinem akademischen Lehrstuhl. Da steht er, und spricht von der Natur der Dinge, als wenn er bey ihrer Entstehung mitgeholfen hätte, von der Gottheit, als wenn

wenn ihr Wesen von ihr selbst geoffenbart worden wäre, von der Natur und der Bestimmung des Menschen, als wenn jene sein eigenes Werk, und diese von ihm so beliebt worden wäre. Aber was wirkeu seine Lehren auf ihn selbst, was wirken sie auf seine Zuhörer? Wie sie bloß aus dem Kopf kommen, so gehen sie auch wieder bloß in den Kopf, und wer dabey leer ausgeht, ist der Mensch. Bey aller philosophischen Weisheit können Lehrer und Schüler doch sehr unvernünftige, und im geselligen Leben sehr heillose Menschen seyn. Sollen die Lehren der Philosophie für das Leben fruchtbar werden, so muß auch das Herz daran Antheil nehmen, das Herz aber nimmt nur Antheil an ihren praktischen Resultaten. Nur diese praktische Tendenz gibt der Philosophie ihren wahren Werth. Denn nun lehrt sie nicht bloß, daß und wie der Mensch ein mit Vernunft und Freyheit begabtes Wesen sey; sie unterrichtet ihn auch von dem, was er zu thun hat, um in der Welt als ein solches Wesen zu handeln. Sie lehrt ihn nicht bloß, daß und warum er in diesem und keinem andern Verhältniß mit den Dingen um ihn her stehe; sie sagt ihm

auch, welchen Gebrauch er von denselben zu machen hat, um sie als Mittel zur Erfüllung seiner Bestimmung anzuwenden. Sie lehrt ihn nicht bloß, daß und in wie fern er, als ein vernünftiges und freyes Wesen, Gott ähnlich sey; sie sagt ihm auch, wie er seine Vernunft und Freyheit gebrauchen muß, um sich wirklich als ein gottähnliches Wesen darzustellen, und selbst ein Gott auf der Erde zu werden. Die Philosophie, wenn ihre Lehren fruchtbar für das Leben werden sollen, muß die Geschichte zum Muster nehmen. Auch die Geschichte hat, wie die Philosophie, eine rein wissenschaftliche Seite. Von dieser Seite betrachtet, ist es ihr allein um die historische Wahrheit der Thatsachen, die sie erzählt, zu thun. Der Geschichtsforscher sucht zu diesem Ende neue Quellen und Hülfsmittel der Geschichte auf, berichtigt jedes unrichtig beschriebene Faktum, jede falsch angegebene Jahrszahl, jeden unrichtig beschriebenen Ort, jeden unrichtig bezeichneten Nahmen einer handelnden Person. Aber der gute Geschichtschreiber hat noch einen höhern Zweck. Er erzählt nicht bloß die Begebenheiten nach der Zeit und dem

Ort, wo sie vorgefallen, begnügt sich nicht bloß, zu zeigen, wie jede Begebenheit entweder als unmittelbare Folge vorhergangener Ereignisse, oder als Wirkung absichtlich unternommener Handlungen, wieder andere Begebenheiten zur Folge gehabt hat, um so den Faden der Geschichte von Anfang an bis auf die jetzige Zeit fortzuführen. Er geht auch in den Charakter der handelnden Personen ein, zeigt, was die Motive waren, nach welchen die großen und kleinen Menschen, welche Hauptrollen in der Geschichte spielten, gehandelt haben, und sucht bey jeder Gelegenheit die große Lehre anschaulich zu machen, daß überall nur das Wahre und Gute das Wohl der Menschheit wahrhaft und dauernd befördert, die Lüge aber und das Böse, unter welcher Maske beyde sich auch verborgen haben mögen, immer das Unglück und Elend der Menschheit zur Folge gehabt haben. So wird die Geschichte als Erzählerin auch zugleich die Richterin der Begebenheiten. Sie spürt bey den Thaten eines Alexanders nicht bloß in seiner Seele die Entstehung der

kühnen Entwürfe aus, die er in dem Lauf seiner Siege ausgeführt hat; sie läßt noch tiefer in das Herz dieses Eroberers schauen, und indem sie zeigt, daß die eigentliche Triebfeder seiner Großthaten Eitelkeit war, tritt sie zugleich als seine Richterin auf, und, unbestochen von dem Schimmer seiner Großthaten, durchstreicht sie das Wort groß hinter seinem Nahmen. Nur auf diese Art wird die Geschichte, im wahren Sinne des Worts, pragmatisch, und der Unterricht in derselben nützlich für das Leben. Denn dieser Unterricht wird nun ein Spiegel, wo Jeder in der Gestalt Anderer seine eigene sehen kann, und wenn er auf allen Blättern der Geschichte jene große Wahrheit bestätigt findet, daß Nichts in der Welt von Bestand, und dem Wohl der Menschheit wahrhaft förderlich gewesen, was Thorheit begonnen und Leidenschaft ausgeführt hat, daß hingegen überall, wo etwas wahrhaft Gutes geschehen, was für die ganze Menschheit ersprießlich gewesen, und durch ganze Zeitalter beglückend gewirkt hat, durch Vernunft

und guten Willen bewirkt worden, so kann es nicht fehlen, er wird sich diese Lehren zu Herzen nehmen, und Regeln und Maximen für sein eigenes Thun und Lassen daraus ableiten. *)

---

*) Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet sind die Geschichtschreiber, die mehr einen Roman als eine wahre Geschichte schreiben, weniger tadelnswürdig. Was ihren Arbeiten an historischem Werth abgeht, das können sie an sittlichem gewinnen, wenn sie anders diese Tendenz haben. Selbst die dramatischen Bearbeitungen merkwürdiger Begebenheiten aus der Geschichte können in dieser Beziehung sehr nützlich seyn. Was hier vorzüglich Shakespeare geleistet hat, weiß Jeder, der seine historischen Meisterwerke kennt, und wenn der Herzog von Marlborough sagte, daß er das Meiste, was er von der Geschichte Englands wisse, aus Shakespeare gelernt habe, so war wohl das eigentliche Geschichtliche das Wenigste, was er daraus gelernt hat; das Geschichtliche war auch zugleich das Vehikel dessen, was jene dramatischen Darstellungen

7.

Dieselbe heilsame Wirkung kann auch die Philosophie hervorbringen, wenn sie aus ihreu Lehren solche praktische Resultate zieht. Allein wie selten hören wir solche Resultate von den Lehrstühlen herab, wie selten finden

---

aus der englischen Geschichte zur Bildung seines Geistes und Charakters beygetragen haben. — Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit den Reden, welche die alten Geschichtschreiber so häufig den Staatsmännern und den Feldherrn in den Mund legen. Ohne Zweifel sind die wenigsten dieser Reden wirklich gehalten worden: aber wer möchte sie wohl aus den Geschichtbüchern der Alten vertilgt wissen? In sittlicher Beziehung stehen sie da ganz an ihrem Platze. Was ihnen ihren großen Werth gibt, sind die moralischen Wahrheiten, die sie enthalten, so wie überhaupt der Vorzug der alten Geschichtschreiber vor den neuen eben darin liegt, daß sie mehr für das Leben, als füt die Schule, geschrieben haben.

wir sie in den Schriften der Philosophen! Fast überall Nichts als Schulweisheit, eitle Spekulationen statt nützlicher Lehren. Ich frage, kann man sich wohl bey solchen philosophischen Lehrvorträgen wundern, daß, besonders bey der studirenden Jugend, das Studium der Philosophie so wenig Früchte trägt? Ich bin weit entfernt, den Werth der Philosophie, als Wissenschaft, zu verkennen, und Niemand kann mehr, als ich, schätzen, was echte Philosophie bisher über die Natur der Dinge, über die Natur und Bestimmung des Menschen, über die Gottheit, u. s. w. geleistet hat. Ich beklage nur, daß die Lehren der Philosophen über alle diese Gegenstände so sehr eine unfruchtbare Schulweisheit bleiben, und daß sich so selten ein Sokrates findet, der sie in das Leben einführt. Nicht für die Schule, sondern für das Leben müssen wir lernen, wenn unser Wissen einen wahren Werth haben soll. Dieß gilt ganz besonders von der Philosophie. Was die Rechtswissenschaft, die Medicin, die Staatswissenschaften, u. s. w. für das politische Leben sind, das muß die Philosophie für das gesellige, das sittliche, seyn,

wenn sie nicht ein unfruchtbares Wissen, ein Schatz seyn soll, der nur den Besitzer freut, aber von ihm versperrt in fest verschlossenen Kisten, oder vergraben in der Erde, keine Zinsen trägt. Gesprochen wird freylich überall von Philosophie; aber die wahre Philosophie, die Philosophie des Lebens, ist nur selten zu finden, und am wenigsten da, wo sie eigentlich zu Hause seyn, und von wo aus sie in die ganze Welt ausgehen sollte, auf den Universitäten. Nicht einmahl die theoretische Philosophie wird da immer auf die rechte Art getrieben, noch viel weniger aber die praktische. Die Lehrer gefallen sich häufig bloß in kühnen Spekulationen, und sind zufrieden, wenn das Schloß, das sie in die Luft bauen, von der Höhe, auf welcher es steht, schön glänzt, und von den Vorübergehenden als das Werk eines genialischen Baumeisters bewundert wird. Die Schüler studiren zwar Philosophie, aber viele nur, weil sie in dem akademischen Lehrplan steht, und weil ihnen bey Ertheilung des Absolutoriums ein Zeugniß gegeben werden muß, daß sie sie gehört haben. Andere legen sich zwar mit Fleiß auf das Studium derselben,

aber nur als eigentlicher Wissenschaft, und diejenigen, die dieses Studium in einem höhern Grad anzieht, in der Absicht, ihre Lehrer in dem Flug ihrer Spekulationen noch zu überfliegen. Aber wenn schon dieses verkehrte Treiben der theoretischen Philosophie zu nichts ersprießlichem führt, so ist die unterlassene Anwendung der theoretischen Lehrsätze auf das Leben von positiv übeln Folgen, indem eben darin die Hauptursache liegt, warum die studirende Jugend das noch nicht ist, was sie seyn könnte und sollte. Ich war ehedem selbst Lehrer auf einer berühmten Universität, und nach meiner Erfahrung gibt es nichts gutmüthigeres und nichts lenksameres, als die Studenten. Aber der Fehler auf den meisten Universitäten liegt nur darin, daß die Studenten von ihren Lehrern so wenig auf die gehörige Art geleitet werden. Allerdings soll das Leben auf der Universität ein freyes Leben seyn, und die Erinnerung an die frohen Tage, die man da verlebt hat, soll den Mann auch noch im späten Alter erfreuen. Aber das freye Leben soll nur nicht ein zu freyes Leben seyn, damit sich nicht mit der frohen Erinnerung

an die Universitätsjahre Reue über so manche nicht gut angewendeten Stunden vermische. Daß die Studenten, eingedenk ihrer künftigen höhern Bestimmung im Staat, schon auf der Universität eine Auszeichnung vor andern jungen Leuten verlangen, daß sie sich auf ihr Wissen etwas zu gut thun, daß sie, eben in dieser höhern Meinung von sich, Jeden, der nicht zur Akademie gehört, einen Philister nennen, daß sie, von Allem, was mächtig auf die Einbildungskraft wirkt, lebhafter ergriffen, sogar Plane zu einer bessern Einrichtung der Staaten machen, — das Alles hat nichts zu sagen; nach der Entfernung von der Universität macht sie die neue Lehrmeisterin, die Erfahrung, schon klüger. Aber daß die Studenten in der Befolgung der Gesetze, die sie sich, ohne Mitwirkung ihrer Lehrer, selbst geben, und der Gebräuche, die als akademische Gebräuche, jedem Studirenden heilig sind, so oft ihre Gesundheit zerstören, daß sie so manche Stunde, die sie nützlicher zu ihrer geistigen und sittlichen Bildung hätten verwenden können, durch die Befolgung jener Gesetze und Gebräuche verlieren, — das ists, was zu be-

klagen ist, und was das Studium der Philosophie, verhindern könnte, wenn es rechter Art wäre. Aeußerer Zwang kann hier nichts helfen; nur aus eigenem freyem Antrieb kann das Bessere kommen, und nichts kann hiezu wirksamer seyn, als echte praktische Philosophie. Diese hindert die wahre Freyheit nicht; sie hindert auch die akademische nicht. Die Sudenten sollen immer freye Menschen bleiben, denn die Wissenschaften sollen nicht von Sklavenseelen erlernt, nicht von Sklavenseelen kultivirt werden. Aber auch die akademische Freyheit muß eine durch Vernunft geregelte Freyheit seyn, indem sie nur, als eine solche, „ein Silberton dem Ohr, dem Verstand ein Licht, und dem Herzen ein großes Gefühl“ seyn kann.

8.

Noch mehr, als in der Philosophie und der Geschichte, kann und soll der Unterricht in der Religion fruchtbar für das Leben seyn; aber es fehlt viel, daß auch der Religionsunterricht in dieser Beziehung immer rechter

Art wäre. Auch die Religion wird viel zu sehr als Wissenschaft behandelt, sie ist vielmehr Theologie als Religion, und was diese Ausartung der Religion in Theologie, der Widerstreit der Dogmen, und überhaupt die wissenschaftliche Behandlung der Religion, für Unheil in der Welt angerichtet hat, welche Ströme von Blut in den aus dem Streit der Meinungen entstandenen Kriegen vergossen worden, was die Religion selbst dadurch an ihrem Einfluß auf das Leben verloren hat, lehrt zur Genüge die Geschichte. Jetzt veranlaßt zwar die Verschiedenheit der theologischen Dogmen keine Kriege mehr. Des offenen Krieges müde, führt man jetzt nur noch einen geheimen, und daß der geheime Krieg jetzt nicht mehr in einen offenen ausbricht, verhindert der Talismann, den man Toleranz nennt. Allein die Religion selbst hat dadurch wenig gewonnen. Sie ist noch immer vielmehr Kirche als Religion, vielmehr Theologie als Christenthum. Die Religion, wenn sie Beförderungsmittel der Sittlichkeit seyn soll, muß Sache des Gemüths, Angelegenheit des Herzens seyn. Der Unterricht in derselben muß mehr auf Erweckung

religiöser Gefühle, und Erfüllung des Herzens mit religiösen Gesinnungen, als auf Beybringung theologischer Lehrmeinungen über das, was man die Geheimnisse der geoffenbarten Religion nennt, abzielen. Aber sollen die religiösen Gefühle und Gesinnungen wirklich die Macht auf das menschliche Gemüth äußern, die sie vor allen andern Beförderungsmitteln der Sittlichkeit voraus haben, so darf in dem Religionsunterricht die Gottheit nicht vorgestellt werden, als ein Wesen außerhalb der Welt, das der Mensch nur von fern anbeten, das er nur verehren und fürchten, nicht lieben kann, sondern als das allmächtige, allweise und allgütige Wesen innerhalb der Welt, das zwar unsichtbar, aber überall gegenwärtig ist, das auch die geheimsten Gedanken der Menschen kennt, dem aber auch jeder Mensch seine geheimsten Gedanken vertrauen darf, weil es die reinste Güte und Liebe ist. Nur eine solche Vorstellung von Gott kann den Menschen Gott näher bringen, kann eine wahre Liebe zu ihm, eine wahre Scheu vor ihm, eine wahre Furcht vor dem Bösen, ein ernstliches und unermüde-

tes Bestreben nach dem Guten erzeugen, und den reichsten Stoff zu dieser Vorstellung von Gott gibt das Christenthum. Allerdings erscheint auch in der christlichen Religion die Gottheit als ein geheimnißvolles und unbegreifliches Wesen, aber sie steht zu den Menschen in einem Verhältniß, wodurch sie auf das innigste mit ihr verbunden werden, in dem Verhältniß eines liebevollen Vaters zu seinen Kindern. Dieser Vater will, daß seine Kinder glücklich seyn sollen, und die Bedingung ihrer Glückseligkeit ist der Gehorsam gegen seine Gebote. Die Erkenntniß dieser Gebote ist die höchste Erkenntniß, nach welcher sie zu streben haben, und weil sie zu derselben nicht aus eigener Macht gelangen können, so sorgt er auch in dieser Beziehung als ein liebevoller Vater für sie, er sendet ihnen vom Himmel einen Gesandten, der sie lehren soll, was sie thun müssen, um dem Vater wohlgefällig, und der Glückseligkeit würdig zu werden, die er ihnen nicht nur schon in diesem Leben, sondern auch in dem künftigen in einem noch viel höhern Maße, bereitet hat. Dieser Gesandte ist der Mensch gewordene Gott, der Gottmensch.

In ihm sehen sie den Repräsentanten der reinen menschlichen Natur, der sie nicht bloß lehrt, was sie als Kinder Gottes, als Gott ähnliche Wesen, als Erben seines himmlischen Reiches, thun sollen, sondern auch durch selbsteigene Befolgung seiner Lehren sich ihnen zum Muster darstellt. — Aber was lehrte dieser Gottmensch seine Brüder auf Erden? War es eine dogmatische Theologie, die er ihnen, wie ein Professor auf dem Katheder seinen Schülern, vortrug? Hielt er ihnen Vorlesungen über die göttlichen Geheimnisse? Suchte er ihnen begreiflich zu machen, wie Gott einen Sohn haben könne, und wie er selbst dieser Sohn sey? Sagte er ihnen, was der heilige Geist sey, und wie es mit seinen Wirkungen auf den Menschen zugehe? — Was er sie lehrte, waren die richtigern Begriffe, die er ihnen über ihr Verhaltniß zur Gottheit beybrachte, war die Bezeichnung des Weges, auf dem sie allein in dieses Verhältniß kommen können, waren die praktischen Lehren, die er ihnen gab, Lehren zur Erzeugung gottseliger Gesinnungen, Maximen zur Führung eines gottgefälligen Lebens. „Liebet Gott über

Alles, und euern Nächsten wie euch selbst" — „vertraget euch unter einander wie Brüder" — „liebet eure Feinde" — „thut Gutes denen, die euch hassen" — „segnet die, die euch fluchen" — „seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." u. s. w. Das sind die Lehren, die er immer im Munde führt, die er in seinen Parabeln bald unter diesem, bald unter einem andern Bilde anschaulich macht, und, was die Hauptsache ist, in deren Befolgung er ihnen selbst als das vollkommenste Muster vorangeht. Diese Lehren kann auch der gemeinste menschliche Verstand fassen, und schon dem Kinde können sie begreiflich gemacht werden, sobald es seinen Aeltern gehorsam zu seyn gelernt hat. Sie sind keine andern, als auf welche auch die sich selbst überlassene Vernunft kommt, wenn sie gehörig geleitet, und nicht durch die schon zu sehr befestigte Uebermacht der Sinnlichkeit in ihrer freyen Thätigkeit gehindert wird. Sie sind von den durch die Vernunft erzeugten nur darin verschieden, daß sie als von Gott gegebene Gesetze anerkannt

werden, und ihre Befolgung als der Befehl Gottes angesehen wird. Durch diese göttliche Sanktion gewinnen sie aber auch den großen Einfluß auf das Gemüth, und die große Macht über den Willen, wodnrch der religiöse Mensch auch zu den größten Aufopferungen fähig wird, und wozu keine Vernunftspekulation, und eben so wenig auch ein bloß von dem Verstand begriffenes theolgisches Dogma zu führen vermögend sind.

9.

So ergänzt und vollendet der religiöse Unterricht den gewöhnlichen zur Bildung sittlicher Grundsätze, und er ist um so wichtiger, da er nicht nur der wirksamste, sondern auch bey dem größten Theil der Menschen der einzige ist, welchen sie erhalten. Das Lesen, Schreiben und Rechnen ausgenommen, ist es allein die Religion, in welcher die Jugend des gemeinen Volks, sowohl in den Städten als auf dem Lande, in Beziehung auf ihre geistige Bildung unterrichtet wird, und nichts sollte daher den Regierungen mehr am Herzen liegen, als zu sorgen, daß dieser Unterricht überall auf das

zweckmäßigste ertheilt werde. Aber man darf nur wissen, was für Leute die meisten Landschullehrer sind, und man wird leicht urtheilen können, wie es mit demselben bestellt ist. *) Zwar soll das von den Schullehrern Versäumte von den Landpfarrern bey dem Unterricht zur Konfirmation nachgeholt, und das Mangelhafte ergänzt werden. Aber was sind auch die Landpfarrer zum Theil für Leute? — Nicht viel besser steht es auch um den Religionsunterricht in den Städten. Auch hier wird der erste Grund zu demselben von den Schullehrern gelegt, und der eigentliche Religionsunterricht geht, wie dort, erst mit der Vorbereitung zur Konfirmation an. Aber was auch

*) Ob in den Schullehrerseminarien, die man jetzt da und dort errichtet, in Zukunft bessere Schullehrer werden gebildet werden, wird der Erfolg zeigen. Gewiß aber ist, daß die Hauptsache auf der sittlichen Bildung derselben beruht. Wo es an dieser fehlt, hat alle andere Bildung, die man ihnen in den Seminarien beybringen mag, wenig Einfluß auf die wahre Aufklärung des Landvolks, die vorzüglich in der Beförderung seiner sittlichen Kultur besteht.

hier bey diesem Unterricht gelehrt wird, sind vielmehr theologische Lehrsätze, als Regeln und Maximen zu einem christlichen Wandel, und wie wenig diese Lehrsätze wirken, zeigt das Betragen der meisten jungen Leute nach der Konfirmation. So wie bey dem Akt der Konfirmation selbst hauptsächlich auf die Fertigkeit, mit welcher die Kinder das auswendig gelernte hersagen, und auf den Putz gesehen wird, in welchem sie erscheinen, so ist nach der Konfirmation die Hauptsache, daß sie wissen sollen, daß sie jetzt in die Welt treten, so wie es ihre eigene vorzüglichste Sorge ist, sich den Erwachsenen in ihrem Thun und Lassen gleich zu stellen. Die eingelernten Religionsgrundsätze sind bey den meisten ohne Wirkung für das Leben, und ob sie schon an den Sonn- und Feyertagen in den Kirchen wieder aufgefrischt werden, so ist doch der Erfolg im Ganzen keineswegs besser, weil auch hier der Religionsunterricht das Gemüth selten so ergreift, wie er sollte. *) Wenn man die Menge der

*) Man würde ungerecht gegen die Geistlichen seyn, wenn man ihnen allein die Schuld

Kirchengänger betrachtet, sollte man dieses freylich nicht glauben. Aber wie viel Personen, alte und junge, gehen wohl in die Kirche, die wirklich die reine Absicht haben, sich zu erbauen? Viele gehen in die Kirche, bloß weil es Sonntag ist, und weil es der allgemeine Gebrauch mit sich bringt, daß man am Sonntag in die Kirche geht. Dieß sind die mechanischen Kirchengänger, die, nachdem sie

---

geben wollte, daß der Religionsunterricht im Ganzen von so geringer Wirkung ist. Viel trägt dazu bey das jetzt so sehr gesunkene öffentliche Ansehea der Geistlichen; noch mehr aber ist dabey auf Rechnung unserer jetzigen überfeinen Kultur zu schreiben, welche den Geistlichen eine solche delikate Schonung in ihren Vorträgen gebietet, daß sie auch die größten Laster kaum noch bey ihrem wahren Nahmen nennen, vielweniger ihren Zuhörern mit dem gehörigen Nachdruck in das Gewissen reden dürfen, wenn sie sich nicht den Vorwurf der Anmaßung zuziehen, oder sich gar lächerlich machen wollen.

die Woche hindurch fleißig gearbeitet haben, auch das Besuchen der Kirche am Sonntag als eine Art Geschäft betrachten, zu dem sie, wie zu ihren Berufsgeschäften an den Werktägen, an den Sonn- und Feyertägen verbunden sind. Andere besuchen die Kirche vorzüglich aus Neugierde, weil man da sehr viele Personen aus allen Ständen beysammen sieht, weil alle diese Personen hier in ihrem schönsten Putz erscheinen, und weil es da Gelegenheit gibt, allerley interessante Bemerkungen zu machen. Noch Andere, und besonders der weibliche Theil der Kirchengänger, besuchen die Kirche aus Eitelkeit, weil sie da die beste Gelegenheit haben, sich in ihrem Sonntagsstaat zu zeigen, Aufsehen zu erregen, oder gar Eroberungen zu machen, kurz, sich vielmehr weltlich, als geistlich, zu erbauen. Noch Andere endlich besuchen die Kirche um eines beliebten Predigers willen, dessen Vortrag und Aktion ihnen Vergnügen macht. Mit der größten Aufmerksamkeit hören sie den schönen Vortrag des Predigers an, und meinen Wunder was sie hören; allein wenn die Kirche aus ist, und sie wieder nach Hause kommen, so thun und

treiben sie eher alles Andere, als daß sie an das denken, was sie in der Kirche gehört haben. Sie haben es entweder vergessen, oder wenn sie auch etwas behalten haben, so schwebt es dunkel und verworren vor ihrer Seele, und die Nachwirkung in ihrem Gemüth ist der Empfindung ähnlich, welche man noch einige Zeit in den Ohren spürt, wenn man von einem Koncert nach Hause kommt. — Eben so wenig Wirkung hat bey einem großen Theil der Menschen auch selbst der Genuß des Abendmahls. In der Meinung, daß das Wesentliche bey diesem Genuß die Beobachtung der kirchlichen Ceremonie sey, bilden sie sich ein, daß Alles, was man vorher gesündigt hat, abgethan werde, wenn man die Ceremonie genau nach der kirchlichen Vorschrift vollbringe. Von einer Veränderung im Innern, die doch der Hauptzweck der Einsetzung des Abendmahls ist, haben sie keine Idee. Ihre Gesinnungen bleiben nach wie vor dieselben, und nicht selten schon an dem nehmlichen Tag, wo sie das Abendmahl genossen haben, fangen sie es wieder an, wo sie es zuvor gelassen hatten. Bald ist das Sündenregister aufs Neue voll, sie

kommuniciren wieder und immer wieder, ihr Sinn aber bleibt unverändert der alte. Liefe nicht bey dem gewöhnlichen Religionsunterricht Dieses und Jenes von göttlichen Strafgerichten, von ewigen Höllenstrafen, von einem ewigen Himmelreich, oder überhaupt so Etwas mit unter, was auf den sinnlichen Menschen wirkt, so würde ohne Zweifel der Erfolg noch ungleich geringer seyn. Dieser zwecklose Unterricht auf der einen Seite, und das so selten wahrhaft erbauliche Beyspiel der Religionslehrer auf der andern, können unmöglich eine andere Wirkung hervorbringen. Der Religionsunterricht, wenn er zur Erzeugung sittlicher Grundsätze wirksam seyn soll, muß, wie jeder andere, der dahin abzielt, ein praktischer seyn, und nicht die Lehren allein, sondern auch das Beyspiel des Lehrers, sind es, was ihn fruchtbar macht. Allerdings hat es zu allen Zeiten Geistliche gegeben, und gewiß gibt es auch jetzt noch viele, die durch einen wahrhaft frommen Wandel sich ihren Gemeinden als Muster darstellen, *)

---

*) Es gehört unstreitig unter die erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit, daß meh-

und diese sind es auch, die eben so fromme Schüler ziehen. Aber es gibt auch eben so viele Weltkinder unter den Geistlichen, es gibt auch religiöse Metaphysiker und religiöse Schwärmer unter ihnen, und wie die Erstern, wenn ihr Unterricht an sich auch rechter Art ist, durch ihr Beyspiel den heilsamen Eindruck desselben wieder vernichten, so führen die Letztern, je nachdem sie es treiben, entweder zum Unglauben oder zum Aberglauben, wovon der eine so verderblich ist, als der andere. Ich will hier keine ausführliche Schilderung machen; ein Jeder, der dieß liest, lege die Hand auf seine Brust, und frage sich, wie es da bestellt ist. Aber das muß hier gesagt, und kann nicht oft genug

---

rere Theologen so eifrig auf die Wiederherstellung des ursprünglichen Christenthums hinarbeiten. Allein es ist nur zu beklagen, daß Manche von ihnen, indem sie der Vernunft in Religionssachen gar keine Stimme einräumen wollen, sich einem Mysticismus hingeben, welcher der wahren Religion eben so nachtheilig ist, als der vormahlige Mißbrauch der Vernunft.

gesagt werden, daß, so lange nicht das Christenthum wieder zu seiner ursprünglichen Einfachheit und Reinheit zurückgebracht wird, vergebens die Früchte erwartet werden, zu welchen der Keim in ihm liegt. Diese Früchte sind die Regeln und Maximen, die der Mensch als sittliches Wesen befolgen muß, und die nur in dem Christenthum auf eine Art entwickelt sind, daß sie auch der ungebildetste Verstand fassen, auch das roheste Herz von ihnen ergriffen, auch der verdorbenste Wille durch sie gebessert werden kann, wenn sie auf die gehörige Art vorgetragen, und nicht durch fremde Zusätze, und dem Sinne des göttlichen Stifters unangemessene Auslegungen und Deutungen entstellt werden.

10.

Aber, wird man jetzt sagen, wenn bey der geistigen Bildung in Beziehung auf die Sittlichkeit es überall bloß auf praktische Kenntnisse ankommt, so wäre ja alle höhere geistige Bildung zu diesem Zweck überflüssig und unnütz, und der unwissendste Mensch könnte eben

so gut, als der aufgeklärteste, ein vollkommen sittlicher Mensch werden. Es ist wahr, wenn sich bey einem Menschen mit dem sittlichen Charakter auch ein aufgeklärter Kopf paart, so ist ein solcher Mensch unstreitig ein viel vollkommeneres Wesen, als ein Anderer, bey dem sich bloß der erstere findet. Allein der aufgeklärte Kopf und der sittliche Charakter stehen selten in einer ursachlichen Verbindung mit einander. Die Aufklärung des Kopfs kann zwar den Menschen in den Stand setzen, von seinen sittlichen Grundsätzen eine gründlichere Rechenschaft ablegen, das heißt, die Nothwendigkeit derselben aus der Natur und Bestimmung des Menschen philosophisch ableiten zu können. Allein die Grundsätze selbst erhalten dadurch keine größere Macht, um als Triebfedern des Handelns zu wirken. Diese Macht erhalten sie nur als praktische Regeln, und es kommt daher lediglich auf ihren praktischen Gehalt an, wenn ihre Macht berechnet werden soll. In dieser Rücksicht kann allerdings auch ein ganz unaufgeklärter Mensch, der bloß einen gesunden Menschenverstand besitzt, ein sehr sittlicher Mensch seyn, da hingegen ein Anderer, auch

bey dem höchsten Grad wissenschaftlicher Bildung, und bey der vollkommensten theoretischen Kenntniß von den Grundsätzen der Sittlichkeit, in der Praxis die Grundsätze völlig verläugnen kann. So glauben wir oft, wenn wir einen geistreichen Schriftsteller über moralische Gegenstände lesen, daß der Verfasser nothwendig auch so handeln müsse, wie er schreibt. Allein wie oft finden wir uns, wenn wir den geistreichen Schriftsteller persönlich kennen lernen, in unserer Erwartung betrogen! So hören wir oft einen Prediger auf seiner Kanzel vortrefflich über Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit sprechen, und, hingerissen von seinem Vortrag, glauben wir, daß er auch eben so wohlthätig und uneigennützig handeln müsse. Aber wie oft sehen wir uns auch hier getäuscht! So wie der vortreffliche Redner die Kirche verlassen, und den Predigersornat abgelegt hat, sehen wir ihn mit Ungestümm einen Bettler abweisen, oder wir treffen ihn als Erbschleicher bey einer reichen Wittwe, die im Begriff ist, ihr Testament zu machen. So wenig ist bey den meisten Menschen das Herz einverstanden mit dem Kopf, und so wenig

Einfluß hat die Aufklärung des Kopfs auf die sittliche Gesinnung. Beym Handeln kommt es bloß auf die praktischen Regeln an, die der Mensch sich gebildet hat, die Kunst, über diese Regeln zu philosophiren, thut nichts zur Sache. Wäre dieß anders, würde zum sittlich Handeln nothwendig auch eine höhere wissenschaftliche Bildung erfordert, so würde es wahrlich sehr schlecht um die Sittlichkeit aussehen. Nur die wenigsten Menschen sind in der Lage, sich wissenschaftlich bilden zu können. Der größte Theil lernt nichts weiter, als was er braucht, um in dem bürgerlichen Leben fortzukommen, und dieser größte Theil der Menschen würde daher auf immer verurtheilt seyn, das nichtswürdigste Gesindel zu bleiben, wenn die Regeln und Maximen des Handelns nicht eine andere Quelle hätten, eine Quelle, aus welcher auch der in wisseuschaftlicher Rücksicht ungebildetste Mensch eben so reichlich schöpfen kann, als der größte Naturforscher, der gründlichste Philosoph, der gelehrteste Theologe. Nicht den Gelehrten, nicht den Weisen, ist die wahre Weisheit zu Theil geworden, und Christus selbst hat seine Jünger nicht aus

den Pharisäern und Schriftgelehrten, sondern aus den gemeinsten und ungebildetsten Menschen erwählt. Ein reines Herz und ein guter Wille waren die Eigenschaften, die er von seinen Jüngern forderte, nicht die wissenschaftliche Ausbildung des Verstandes. Und wo findet sich auch das reine Herz und der gute Wille häufiger, als eben unter dem gemeinen Volk, das noch nicht zu der so genannten höhern Geistesbildung, die man ihm jetzt mit so viel Eifer zu geben sucht, gelangt ist? Allerdings soll auch das gemeine Volk in seiner geistigen Bildung vorwärts schreiten; allein diese Bildung darf nicht weiter gehen, als es seiner Lage in der Welt und seiner Bestimmung gemäß ist. Man gehe bey seiner Aufklärung über diese Grenzen hinaus, man suche ihm wissenschaftliche Kenntnisse beyzubringen, von denen es bey seinen Beschäftigungen nicht einen unmittelbaren Gebrauch machen kann, und man wird sehen, wie viel für seine Sittlichkeit dadurch gewonnen wird. Schon jetzt hat der höhere Grad von Aufklärung, die man unter dem gemeinen Volk immer weiter zu treiben sucht, nicht die erfreulichsten Früchte hervor-

gebracht. Man fahre nur so fort, wie man bereits begonnen hat, so wird zwar am Ende das gemeine Volk so gescheidt werden, als die Leute aus den so genannten gebildeten Ständen, allein es wird auch, wie diese, nicht nur Sittlichkeit heucheln, sondern auch bald von der heillosen Sophistik Gebrauch machen lernen, wodurch unsere heutige feine Welt auch dem gröbsten Laster den Schein von Tugend zu geben weiß, oder wenigstens zu geben sucht. Die Aufklärung, die für das gemeine Volk allein die rechte ist, ist, nächst der Bildung zu seinem künftigen Beruf, die Aufklärung über die Regeln seines Handelns, vorzüglich durch einen dahin führenden Unterricht in dem Christenthum. Man sorge, daß es christlich gesinnt wird, dazu bedarf es der so gepriesenen Aufklärung nicht. Sein schlichter Menschenverstand bildet sich selbst hinlänglich durch sein eigenes Nachdenken über die Erfahrungen, die es macht. Daher nehme man bey Allem, was man für die Aufklärung des Volks thut, sich wohl in Acht, daß man des Guten, das man beabsichtiget, nicht zu viel thut. Man sorge vielmehr, daß sein Herz

gebessert, als daß sein Kopf aufgeklärt wird, und sey dabey stets eingedenk der goldenen Worte Schillers:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

11.

So muß der Unterricht überhaupt, so muß insbesondere der Unterricht in der Religion beschaffen seyn, wenn er zur Erzeugung sittlicher Grundsätze wirksam seyn soll. Tief und mit unauslöschlichen Zügen sind diese Grundsätze jedem Menschen in das Herz geschrieben; der Unterricht kann dabey nichts thun, als daß er ihn diese Züge schneller und vollkommener lesen lehrt, indem er die selbstthätige Vernunft bey ihrer Entwicklung so leitet und unterstützt, daß sie zu derjenigen Stärke und Festigkeit gelangen, welche erfordert wird, wenn sie als Gesetze des Handelns erkannt und befolgt werden sollen. Zu dieser Entwicklung kommen jene Grundsätze mittelst eines guten Unterrichts mehr oder weniger bey allen Menschen, und ob es gleich nicht jeder Mensch so weit bringt, daß sie die Stärke und Festigkeit erlangen,

um wirklich die Regeln seines Handelns werden zu können, so bringt es doch jeder zu der Einsicht, daß sie die Regeln seines Handelns seyn sollten. So sehr nehmlich auch die meisten Menschen diesen Grundsätzen entgegen handeln, so sind dieselben doch keinem ganz fremd, und auch bey denen, bey welchen sie nicht zu ihrer vollständigen Entwicklung kommen, ist es nicht sowohl der Mangel an Grundsätzen, als der Widerstand, den ihre Befolgung an der stärkern Macht der Sinnlichkeit findet. Auch ihnen gebietet die Vernunft, den Grundsätzen zu folgen, allein die sinnlichen Triebe sind bey ihnen stärker, als die Grundsätze. Die schwächere Macht unterliegt der stärkern, und es ist Keiner, dem dieß begegnet, der nicht, wie Dido, sagen müßte: video meliora proboque, deteriora sequor. Auch die stärksten und festesten Grundsätze können zuweilen unterliegen, und es muß daher noch etwas Anderes hinzukommen, was ihnen eigentlich erst ihre wahre lebendige Kraft gibt, die Stärke des Willens. Die Vernunft nehmlich ist bloß die gesetzgebende Gewalt im Menschen, aber sie vermag nichts ohne die vollziehende.

Diese vollziehende Gewalt ist der Wille. Allein der Wille an sich ist indifferent, und wenn er in Thätigkeit gesetzt werden soll, so muß er durch Motive dazu bestimmt werden. In Rücksicht auf die sinnliche Natur sind diese Motive die sinnlichen Triebe, und das mit ihrer Befriedigung oder Nichtbefriedigung verbundene Gefühl von Lust oder Unlust. In Rücksicht auf die vernünftige Natur ist das Motiv die Idee der Pflicht. Nun wirken aber die sinnlichen Triebe von Natur stärker auf den Willen, als die Idee der Pflicht. Wenn daher die Vernunft bey der Bestimmung des Willens das Uebergewicht über die sinnlichen Triebe erhalten soll, so kann dieß nicht anders geschehen, als die sinnlichen Triebe müssen geschwächt, und die Idee der Pflicht muß in Beziehung auf ihre den Willen bestimmende Kraft erhöht werden. Es fragt sich nun, was geschehen muß, wenn dieser Zweck erreicht werden soll?

12.

Was erstlich die Schwächung der sinnlichen Triebe betrifft, so kann kein sinnli-

cher Trieb, er sey die Wirkung eines unmittelbaren Naturbedürfnisses, wie der Hunger und Durst, oder er sey das Erzeugniß der geselligen Verhältnisse des Menschen, wie die Begierde nach Ehre, nach Reichthum, u. s. w. anders geschwächt werden, als indem dafür gesorgt wird, daß seine Befriedigung nie das naturgemäße Maß überschreite. Diese Schwächung der sinnlichen Triebe durch Verhütung ihrer Ausschweifungen ist die erste Aufgabe, welche die Erziehung zu lösen hat. Sich selbst überlassen, gewinnen die sinnlichen Triebe eine immer größere Stärke, je öfter und auf eine je manchfaltigere Art sie befriedigt werden, nnd wenn daher ihrem Wachsthum nicht schon in der frühen Jugend Einhalt gethan wird, so ist es sehr schwer, ja oft unmöglich, daß die Vernunft je mehr das Uebergewicht über sie erhält. Zwar kann auch durch die beste Erziehung die Macht der sinnlichen Triebe nicht immer gebrochen werden. Es gibt Menschen, die schon von Natur ein so unbändiges Temperament haben, daß es auch durch die kräftigste Entgegenwirkung nicht entkräftet werden kann.

Es gibt Andere, bey denen zwar das unbändige Temperament scheinbar geschwächt wird, aber sobald der Zwang aufhört, sogleich wieder zu seiner natürlichen ungestümmen Art zurückkehrt. Allein bey den meisten Menschen, bey welchen die Sinnlichkeit die Oberherrschaft über die Vernunft erhält, ist doch immer eine schlechte Erziehung Schuld, und die große Zahl dieser Menschen zeigt, wie schlecht es im Ganzen mit der Erziehung in Rücksicht auf diesen Punkt beschaffen ist. Soll die Erziehung ihre große Aufgabe, der Vernunft die Oberherrschaft über die Sinnlichkeit zu verschaffen, lösen, so muß sie ihr Werk schon von der zartesten Kindheit an beginnen. Allein hier, wo gerade das Meiste geschehen soll, geschieht gewöhnlich am wenigsten. In der Meinung, daß das Kind in der ersten Zeit nach seiner Geburt nichts weiter, als der mütterlichen Pflege bedürfe, ist es diese auch allein, womit man sich befaßt. Die Mutter legt das Kind an ihre Brust, wenn sie glaubt, daß es hungere und dürste; sie schauckelt es in der Wiege, wenn es schreyt; sie trägt es herum, wenn es in seinem Bette nicht gut thun will. Aber

nicht jedes Schreyen des Kindes ist Ausdruck eines wahren Bedürfnisses. Es ist eben so oft das Zeichen eines schon zu sehr erregten Triebes, weil der natürliche bereits zu oft, ohne wahres Bedürfniß und zur Unzeit, befriedigt worden. Dadurch wird schon bey dem Wickelkinde der Grund zur künftigen Oberherrschaft der sinnlichen Triebe gelegt, einer Oberherrschaft, deren Macht oft in seinem ganzen Leben nicht mehr gebrochen werden kann. — Aber noch mehr wird es in der Erziehung versehen, wenn das Kind aus den Windeln kommt. Jetzt ist es der Liebling der Mutter, der Stolz des Vaters. Jetzt sehen beyde in ihm nichts, als einen lieben kleinen Engel. Es ist ein Schwert, das in ihr Herz schneidet, wenn dieses liebenswürdige kleine Wesen nur einen Laut des Schmerzens von sich gibt. Alles muß eilen und laufen, um dem weinenden Engel zu helfen, Alles wird herbeygeschafft, um ihn zu beruhigen, alle Verkehrungen werden getroffen, damit er nicht wieder weine. So wird das Kind verwöhnt, und bald fängt es auch an zu weinen, ohne daß es einen Schmerz fühlt; es will geschmeichelt, es will mit neuen Spiel-

sachen unterhalten, es will mit Näschereyen bestochen seyn. Allein damit hat die Verwöhnung noch kein Ende. So wie das Kind noch weiter heranwächst, und sich neue Triebe in ihm entwickeln, geht auch mit der unvernünftigen Befriedigung dieser Triebe die Verwöhnung immer weiter. Jetzt legt man ihm schönere Kleider an, jetzt trägt man es zur Schau auf die Straßen, jetzt lobt man es wegen seiner Ungezogenheiten, weil man sie für Ausbrüche des Genies hält, kurz, man thut Alles, um schon in der frühesten Jugend den Keim der Eitelkeit, des Ehrgeitzes, des Uebermuths, in ihm zu entwickeln. So verzogen tritt nun das Kind in das Knaben-, der Knabe in das Jünglingsalter. Der verzogene Knabe gubernirt nun, wie ein kleiner Sultan, das ganze Haus. Die Aeltern thun, weil sie in ihm sich selbst gefallen, Alles, was er will, die ältern Geschwister müssen ihm nachgeben, weil sie, als die ältern, gescheidter seyn sollen, das Gesinde wird ausgescholten, wenn es ihm nicht eben den Gehorsam leistet, wie der Herrschaft. — Nicht anders verhält es sich auch mit dem zum Jüngling gewordenen Knaben. Wie schon

bey dem Knaben alle Neigungen befriedig wurden, wie man allen seinen Wünschen zuvorkam, wie man alle seine Unarten billigte, wie man ihn nur das lernen ließ, was er selbst wollte, wie man das Lernen selber zu einem angenehmen Spiel für ihn machte, wie man seine Unaufmerksamkeit und Flatterhaftigkeit dabey mit seiner zarten Jugend entschuldigte, und sich darüber mit dem Gemeinspruch tröstete, daß es mit dem zunehmenden Alter schon besser kommen werde, so sieht man auch bey dem Jüngling mit eben der Sorglosigkeit, ja mit eben dem Wohlgefallen, bey Allem, was er Tolles treibt, durch die Finger. Man bewundert seine Fähigkeiten, verspricht sich die größten Dinge von ihm, und so wie man die Wahl seines künftigen Berufs bloß seiner Neigung überläßt, so läßt man ihn auch nur das lernen, was seiner Neigung entspricht, und von dem, was Mühe macht, dispensirt man ihn, weil man sieht, daß er dazu keine Lust hat. — Aber was sind nun die Früchte dieser Erziehung? Die Jünglinge folgen ihren Neigungen nicht nur in ihrer Aufführung, sondern auch in ihren Stu-

dien. Von Kindheit an bloß an sinnliche Genüsse gewöhnt, suchen sie diese Genüsse überall, wo sie zu finden sind. Wo es lustig zugeht, da sind sie zugegen. Sie besuchen die Kaffehäuser, und spielen und verspielen ihr Geld. Sie finden sich in den Bier- und Weinhäusern ein, sie versäumen keinen Ball, kein Theater, ja man trifft sie sogar in den liederlichsten Häusern. Wie es bey diesem lustigen Leben mit der Vorbereitung zu ihrem künftigen Beruf, mit den ernsthaften Beschäftigungen, die dazu erfordert werden, beschaffen sey, kann man sich leicht denken. Nie gewohnt, etwas zu treiben, wozu Anstrengung gehört, treiben sie auch diese ernsthaften Beschäftigungen als ein Spiel, und legen die Karten weg, so wie sie das Spiel nicht mehr unterhält. Allerdings sollten dieß schon die Lehrer in den niedern Schulen verhindern; sie sollten schon die Kinder zu einer größern Aufmerksamkeit, zu einem anhaltendern Fleiß, und überhaupt zu einer ernstlichern Benutzung ihrer Schuljahre anhalten. Allein auch abgesehen, daß es vielen Schullehrern selbst kein rechter Ernst ist, ihren Beruf gewissenhaft zu erfüllen, hängen

sie auch zu sehr theils von den Aeltern ab, die sie zu beleidigen fürchten müssen, wenn sie ihren Kindern ein unsanftes Wort geben, theils müssen sie sich auch vor ihren Vorgesetzten in Acht nehmen, die bey dem Unterricht von nichts, als von Liberalität, wissen wollen, weil sie glauben, daß man Alles mit Güte bey der Jugend ausrichten könne. Allein wohin diese Lässigkeit führt, zeigt die Erfahrung deutlich genug an unserer heutigen Jugend. Die Kinder lernen wohl Dieses und Jenes, und da schon in den niedern Schulen so Viel und Mancherley gelehrt wird, so lernen die fähigern Köpfe auch wirklich Viel und Mancherley. Aber Alles leruen sie nur oberflächlich, und wenn sie von den niedern in die höhern Schulen kommen, so sind sie an diese Oberflächlichkeit bereits zu sehr gewöhnt, um nicht auch das Studium der höhern Wissenschaften auf die gleiche Art zu treiben. Die Folge hievon ist, daß sie sich nur höchst nothdürftig zu ihrem künftigen Beruf ausbilden, und die geringe Geschicklichkeit, die sie sich zu demselben erworben haben, macht sie, statt sie zur Nachholung des Versäumten zu bewegen, vielmehr

unzufrieden mit dem Beruf selbst. Sie bereuen, sich ihm gewidmet zu haben, wähnen, in einem andern glücklicher zu seyn, und um ihre Lage zu verbessern, fallen sie auf die abentheuerlichsten Projekte, wählen die ungeschicktesten, schlechtesten Mittel zur Ausführung derselben, und wenn sie auch ihren Zweck endlich erreichen, so sind sie eben so unglücklich, als zuvor. Was sie bey allem ihrem Thun und Treiben regiert, sind ihre Neigungen und Leidenschaften. Entweder sind sie ganz sinnliche Menschen, ihr ganzes Streben ist auf die rohen oder verfeinerten sinnlichen Genüsse gerichtet, und unvermögend, sich etwas zu versagen, sind sie die unglückseligsten Menschen, wenn sie diese Genüsse entbehren müssen, oder vergebens darauf Jagd gemacht haben. Oder sie werden von andern Leidenschaften, Eitelkeit, Ehrgeitz, Habsucht, u. s. w. beherrscht, und auch hier sind sie unvermögend, dieser Herrschaft zu widerstehen. Ihre Eitelkeit zu befriedigen, werden sie Verschwender, ihre ehrgeitzigen Plane durchzusetzen, werden sie Intriguenmacher, ihrer Habsucht Genüge zu thun, werden sie Betrüger, und auch sie sind die unglückseligsten

Menschen, wenn ihnen ihre Bestrebungen mißlingen. Der Eitle, wenn eine erwartete Einladung ausbleibt, weiß sich mehrere Tage nicht zu fassen. Der Ehrgeitzige ist untröstlich, wenn er sich einen Andern vorgezogen oder von einem Grossen auch nur weniger bemerkt sieht. Der Habsüchtige kommt außer sich, wenn ihm eine Spekulation fehlschlägt, und geräth in Verzweiflung, wenn einer seiner Schuldner in Konkurs kommt.

13.

Solche Früchte trägt eine schlechte Erziehung bey dem männlichen Geschlecht, aber nicht besser sind diese Früchte auch bey dem weiblichen. Behandelt in ihrer Kindheit, wie die Knaben, werden, wie jene, auch sie Sklavinnen ihrer sinnlichen Triebe. Worin aber bey diesem Geschlecht in der Erziehung vorzüglich gefehlt wird, ist, daß man schon bey den zartesten Mädchen den Hang zur Eitelkeit, dem man auf alle Weise entgegen arbeiten sollte, vielmehr auf alle Weise befördert. Da so viele Mütter selbst von diesem Hange beherrscht werden, so ist dieß freylich kein Wunder. Aber eben dieses Beyspiel der Mütter wirkt um so nachtheiliger auf die heranwachsenden Töchter.

Schon in der frühesten Kindheit zu niedlichen Puppen herausgeputzt, und so oft sie schön geputzt sind, nichts anders hörend, als wie allerliebst sie in den schönen Kleidern aussehen, fangen sie schon in der frühesten Jugend an eitel zu werden, und ehe sie noch mannbar geworden sind ist das eitle Geschöpf bereits vollkommen fertig. Jetzt kennt es nichts Höheres, als die Kunst zu gefallen, und weil es glaubt, daß ein Mädchen desto mehr gefalle, je schöner es geputzt ist, so ist sein ganzes Dichten und Trachten auf schöne Kleider und überhaupt auf Putz gerichtet. Alle Arbeiten, die nicht Putzarbeiten sind, thut es mit Widerwillen. Alles, was es lernen soll, wird ihm zur Last, wenn es nicht Dinge sind, von denen es voraussieht, daß es dadurch gefällt. Daher lernen so viele Mädchen nicht einmahl fertig schreiben und rechnen, und lieber französisch, als einen guten deutschen Brief schreiben. Daher lernen so manche lieber Zeichnen, Mahlen, Klavierspielen, als Stricken, Nähen, oder andere nützliche weibliche Künste. Daher aber auch die Untüchtigkeit dieser Mädchen, wenn sie Frauen und Mütter werden, ihre Unkunde in der

Haushaltung, ihr Unvermögen ihr Gesinde zu regieren, ihre heillose Kinderzucht. — Aber das ist noch nicht Alles. Nicht zufrieden, schon bey den jüngsten Mädchen den Hang zur Eitelkeit und den Trieb zu gefallen, zu befördern, befördert man auch ihren Hang zur Lüsternheit. Man veranstaltet für sie eigene Kinderbälle, man putzt sie zu denselben, wie wenn sie schon erwachsen wären. Man bringt sie schon als kleine Mädchen in öffentliche Institute, wo in der Regel nur das an ihnen ausgebildet wird, was schön in die Augen fällt. Man stellt sie bey den öffentlichen Prüfungen, die von Zeit zu Zeit in diesen Instituten vorgenommen werden, zur Schau aus. Man lobt sie ins Gesicht, wenn sie bey diesen Prüfungen gut bestehen, und hört nicht auf, von ihrer Liebenswürdigkeit zu sprechen, bis sie verlernen, darüber schamroth zu werden. Man gibt ihnen statt nützlicher Schriften üppige Romane und Schauspiele in die Hände. *) Man läßt sie das Theater besuchen,

*) Schon bey einer andern Gelegenheit, in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift

auch wenn die frivolsten Stücke aufgeführt werden. Man führt sie auf Bälle, ohne sie auf denselben unter gehöriger Aufsicht zu halten, und ohne daran zu denken, wie leicht sie bey den heftigen Wallungen, in welche ihr Blut durch die jetzigen wilden Tänze gesetzt wird, einem dreisten Verführer ihr Ohr und ihr Herz öffnen können. Man läßt sie eigene Mädchengesellschaften halten, und gestattet selbst Jünglingen dabey den Zutritt, ohne zu bedenken, wie groß auch hier die Gelegenheit zur Verführung, und die Gefahr der Ansteckung durch das Beyspiel bereits schon verführter Gespielinnen ist. So kommt zu dem Hang zur Eitelkeit die Lüsternheit, und die

---

über die sittliche Besserung der Verbrecher, habe ich den Wunsch geäusser, daß die Policey aufmerksamer auf die Leihbibliotheken seyn möchte; ich widerhole hier diesen Wunsch, in der Ueberzeugung, daß der Mangel an der gehörigen Aufsicht auf jene Bibliotheken eine Hauptursache des so sehr überhand nehmenden Sittenverderbnisses des weiblichen Geschlechts ist.

schönsten Tugenden des weiblichen Geschlechts, die Unschuld und Sittsamkeit, müssen nur zu oft der Koquetterie, Frivolität und Liederlichkeit Platz machen.

14.

Dieß sind die traurigen Früchte der schlechten Erziehung. Aber nun werfe man auch einen Blick auf das Gegenstück derselben, auf die gute Erziehung. Wie bey jener Alles darauf angelegt scheint, den sinnlichen Trieben die Oberherrschaft über die Vernunft zu verschaffen, so ist es bey dieser die Hauptangelegenheit, sie der Oberherrschaft der Vernunft zu unterwerfen. Freylich ist dieß keine leichte Sache; es gehört eben so viel Resignation als Verstand von Seiten der Aeltern dazu, um jene Aufgabe zu lösen, und was die Lösung am schwierigsten macht, ist, daß der erste Anfang dazu schon in der zartesten Kindheit gemacht werden muß. Hier scheint zwar das Kind noch nichts weiter, als einer guten physischen Pflege, zu bedürfen; aber wenn man nicht schon jetzt mit der Mäßigung seiner Triebe anfängt, wenn man es nicht schon jetzt

gewöhnt, unangenehme Gefühle ertragen zu lernen, so ist es, wenn es nun weiter heranwächst, oft viel zu spät, das Versäumte nachzuholen. Die sinnlichen Triebe haben schon bereits die Meisterschaft über den Willen erhalten, und was man auch weiterhin durch Lehre und Unterricht zur Ausbildung der sich nun entwickelnden Vernunft thun mag, so ist es doch sehr oft vergebens, ihnen die Oberherrschaft über denselben zu entreißen. Fängt man hingegen gleich schon in dem zartesten Alter an, das Kind an Mäßigung seiner Triebe zu gewöhnen, sucht man schon jetzt jeden erwachenden Keim zur Eitelkeit, zur Eigenliebe, zum Uebermuth, zu ersticken, gewöhnt man es schon jetzt an Gehorsam, wenn es etwas nicht gern thun oder unterlassen will, an Geduld, wenn es Schmerzen leidet, an Entsagung, wenn es etwas, das ihm gefällt und ihm nicht taugt, mit Ungestümm verlangt, so ist der wichtigste Schritt zu dem großen Ziel geschehen, der Weg zur Oberherrschaft der Vernunft über den Willen ist gebahnt. — Freylich kann hier auch auf der andern Seite in der Erziehung gefehlt werden,

wenn man die natürlichen Triebe des Kindes zu sehr beschränkt, und es gar nie nach seinem eigenen freyen Willen handeln läßt. Die Fülle der Jugendkraft muß sich in dem frohen Spiel freyer Thätigkeit äußern, wenn auch nur die Entwicklung der physischen Kräfte gehörig erfolgen soll. Noch mehr aber fordert die Entwicklung seiner geistigen Kräfte diese freye Thätigkeit. Was der Mensch werden soll, das muß er aus sich selbst werden; die Einwirkungen von Außen sollen seine innere Selbstthätigkeit nur anregen, und was insbesondere seine Anlage zur Sittlichkeit betrifft, so ist es unmöglich, daß er bey einer allzu großen Beschränkung seiner freyen Thätigkeit in der Jugend, je in dem zunehmenden Alter als ein sittliches Wesen handeln lernt. Allein ein Anderes ist es, aus dem Kinde durch immerwährendes Behüten und Bewahren eine Drahtpuppe machen, die sich nur bewegt, wie sie gezogen wird, ein Anderes ist es, durch eine vernünftige, mehr negative als positive, Beschränkung seiner natürlichen Freyheit schon in der frühen Kindheit den Grund zu der Oberherrschaft legen, welche künftig die Ver-

nunft den sinnlichen Trieben über den Willen abgewinnen soll. Nur im ersten Fall werden die Schwächlinge mit den blasseu Gesichtern und matten Seelen gezogen, die, wie sie schon in der Jugend zum Stillsitzen, und auf die Winke Anderer zu achten, gewöhnt sind, auch ihr ganzes Leben hindurch schulgerechte Zöglinge der Regel bleiben, die nur gehen können, wenn sie am Gängelbande geführt werden, die nichts thun, als was ihnen vorgeschrieben ist, und wenn sie selbstständig handeln sollen, entweder die Sachen verkehrt machen, oder unschlüssig, was sie thun sollen, gar nicht zum Handeln kommen. Im andern Fall hingegen, wo die natürliche Freyheit nur so weit beschränkt wird, daß das natürliche Ungestümm der sinnlichen Triebe bloß sein naturgemäßes Maß nicht überschreitet, ist eben diese Beschränkung das wirksamste Mittel, um das Kind zum wahren Gebrauch der Freyheit vorzubereiten. Sich selbst überlassen, gewinnen die sinnlichen Triebe immer den Vorsprung, und wenn sie nicht schon der Knabe beherrschen gelernt hat, so lernt es der Jüngling, ja selbst der erwachsene Mann, selten mehr. Zu dieser

frühzeitigen Beherrschung seiner sinnlichen Triebe gelangt aber der Knabe nur durch eine zu diesem Zweck getroffene Beschränkung seiner natürlichen Freyheit. Unbeschränkt in dem Gebrauch derselben, folgt er bloß den Reizzungen seiner Triebe, und indem er am freyesten scheint, ist er gerade der größte Sklave derselben. Der Wille, der nur frey ist, wo eine Wahl Statt hat, ist ganz auf ihre Seite geneigt, und die Vernunft, wenn sie späterhin zu der Oberherrschaft über den Willen gelangen soll, kommt gewöhnlich zu spät, um auch nur die Herrschaft mit ihnen zu theilen. Dieß zu verhüten, muß nothwendig der Mensch schon von seiner Kindheit an nicht bloß zur Mäßigung seiner sinnlichen Triebe, sondern auch zur Beherrschung derselben angehalten werden, und dieß ist die zweyte Aufgabe, welche die Erziehung zu lösen hat.

15.

Bey der Mäßigung der Triebe wirkt nehmlich die Erziehung bloß negativ, die Vorschriften, die sie gibt, sind bloß verbietend. Hier hingegen muß sie positiv wirken; sie

muß, um den Willen unmittelbar zu stärken, ihm eine bestimmte Richtung geben, und dieß geschieht, indem man schon bey dem Kinde, und noch mehr bey dem Knaben und Jüngling, stets bedacht ist, sie vielmehr das treiben zu lassen, was ihnen Mühe macht, und Anstrengung kostet, als was ihnen wohlgefällt, und ihren Neigungen schmeichelt. Es versteht sich von selbst, daß ich hiemit keineswegs sagen will, daß man den natürlichen Neigungen der Knaben und Jünglinge geradezu entgegen arbeiten soll. Sehr oft zeigt es sich schon in der frühesten Jugend, wozu ein Mensch vorzügliche Fähigkeiten hat, und je nachdem die Fähigkeiten verschieden sind, sind es auch die Neigungen. Aber sehr oft täuscht man sich auch bey der Beurtheilung der Fähigkeiten, und was man eine besondere Neigung zu diesem oder jenem Studium, zu dieser oder jener Kunst nennt, erscheint bey näherer Prüfung als ein bloßes Wohlgefallen an den Aussenseiten der Wissenschaft oder der Kunst, an den Vortheilen, die sie gewähren, an den Personen, die sie treiben, an dem Ansehen und der Achtung, welche diese

Personen genießen, u. s. w. Was ich mit jener Maxime sagen will, ist, daß man auch da, wo wirklich ausgezeichnete Fähigkeiten zu einem Studium oder zu einer Kunst vorhanden sind, und also eine wahre Neigung Statt findet, dieser Neigung nicht unbedingt ihre freye Richtung lassen soll. Sie geht in diesem Fall gewöhnlich nur auf die angenehmen Seiten des Gegenstandes, vor den unangenehmen hingegen zieht sie sich zurück. Und doch sind es bey dem Studium jeder Wissenschaft, bey der Erlernung jeder Kunst gerade die unangenehmen Seiten, denen ein Geschmack abgewonnen werden muß, wenn eine Wissenschaft gründlich studirt, eine Kunst gründlich erlernt werden soll. — Aber so viel hierdurch für die Gründlichkeit in den Wissenschaften und Künsten gewonnen wird, eben so viel wird auch für die Stärkung des Willens gewonnen, wenn der Knabe und Jüngling vorzüglich zu dem angehalten werden, was der natürlichen Neigung weniger zusagt, was sie nicht spielend treiben können, sondern was sie Mühe und Anstrengung kostet. Was in dieser Beziehung bey Jünglingen, die sich dem Studieren widmen,

die Erlernung der alten Sprachen, die Mühe, die sie anwenden müssen, um sich die Regeln der Grammatik bekannt zu machen, die Anstrengung, die es sie kostet, um die Schriften der alten Klassiker verstehen zu lernen, für einen großen Nutzen auch in Rücksicht auf die Stärkung des Willens hat, ist viel zu wenig erkannt, und scheint leider jetzt immer mehr verkannt zu werden. Auf jeden Fall ist dieser Nutzen gewiß eben so groß, als der, den sie in Rücksicht auf ihre geistige Bildung daraus ziehen, und wenn die Vernachlässigung der alten Sprachen und des Studiums der alten Klassiker eine der Hauptursachen des jetzt so sichtbaren Mangels an Gründlichkeit in den Wissenschaften ist, so ist sie auch unstreitig eine der Hauptursachen der sittlichen Erschlaffung unseres Zeitalters. Wie in den Wissenschaften, so gibt es auch in dem handelnden Leben eine Gründlichkeit, die nur durch Mühe und Anstrengung erworben werden kann. Diese Gründlichkeit besteht in der Stärke des Willens, welche er durch seine frühzeitige Richtung auf ernste und schwierige Gegenstände gewinnt. Erhält der Wille diese

Richtung schon in der frühen Jugend, so sind die Thore offen, durch welche die Vernunft einziehen kann. Sie findet den Willen schon auf ihrer Seite, und wenn der Jüngling das, was er zuvor bloß aus Angewöhnung gethan hat, nun auch als Gesetz der Vernunft, als Pflicht, kennen lernt, so ist nicht so leicht mehr zu fürchten, daß der Wille der Vernunft ungehorsam werden, und sich auf die Seite der Sinnlichkeit neigen wird. Dieß haben von jeher alle vernünftige Erzieher eingesehen, und es daher zu einer Hauptregel der Erziehung gemacht, überall, wo es dazu Gelegenheit gibt, vorzüglich aber im Unterricht, auf den Willen zu wirken. *) Der Wille ist die edelste Kraft im Menschen, und die Unterwerfung des Willens unter das Gesetz der Vernunft das Höchste, wornach der Mensch streben, und worauf eben deßwegen auch das Geschäft der Erziehung hauptsächlich gerichtet seyn muß. Verkennt die

*) Man vergleiche C. L. Roth's Rede: Von der Erziehung im Unterrichte, gehalten zum Antritte des Rektorats am Gymnasium in Nürnberg. Nürnberg bey J. L. Schrag. 1822.

Erziehung diesen Hauptzweck, so hilft alle andere Anweisung zu einem sittlichen Betragen, alle Aufklärung des Verstandes über die Grundsätze der Sittlichkeit, wenig. Der sinnliche Trieb bleibt immer der Beherrscher des Willens, und wenn auch bey gewissen Gelegenheiten die Vernunft zu herrschen scheint, so übt sie ihre Herrschaft nur im Dienst des Triebes. Der Mensch handelt sittlich dem Trieb zu Gefallen, weil dieser nicht anders, als mittelbar durch sittliche Handlungen, befriedigt werden kann. Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn bey der Erziehung unmittelbar auf den Willen gewirkt wird. Der Herrschaft der Triebe entzogen, wird er schon durch die Gewöhnung an das, was weiterhin die Vernunft gebietet, so stark; daß die Triebe nichts mehr über ihn vermögen, und wenn zugleich die Vorsicht getroffen worden, daß die Triebe weder selbst, noch durch die Mitwirkung der Phantasie, eine übermäßige Stärke erlangt haben, so kann es nicht fehlen, daß der Vernunft die Herrschaft, die sie über den Willen erlangt hat, auf immer gesichert bleibt.

16.

Mäßigung der sinnlichen Triebe also durch eine sorgsame Verhütung aller naturwidrigen Ausschweifungen derselben, und stete Uebung des Willens in dem, was Mühe und Anstrengung kostet, schon von der frühesten Jugend an, sind die Punkte, auf die es ankommt, die künftige Herrschaft der Vernunft über den Willen vorzubereiten. Ohne diese Vorbereitung ist auch der zweckmäßigste Unterricht, wenn nicht fruchtlos, doch wenigstens nicht von dem Erfolg, von dem er seyn könnte und sollte. Durch einen guten Unterricht kann zwar der Mensch die Grundsätze der Sittlichkeit vollkommen kennen lernen; aber auch die vollkommenste Kenntniß dieser Grundsätze macht ihn nicht fähig, auch darnach zu handeln. Die theoretisch klügsten Menschen sind praktisch sehr oft die größten Thoren, und um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Handlungsweise der meisten Menschen aus den gebildeten Ständen etwas näher betrachten. Ihre Handlungen haben gewöhnlich das volle Gepräge der Sittlichkeit, allein wenn man die Motive

derselben untersucht, so findet man, daß es meistens nur der sinnliche Genuß ist, nach was sie dabey streben. Ihr Wille, so sehr er auch von der Vernunft bestimmt zu werden scheint, steht gleichwohl im Dienst ihrer sinnlichen Triebe, die Vernunft ist bloß die gefällige Dienerin ihrer Neigungen und Leidenschaften, und sie handeln nur deßwegen sittlich, weil sie ihre Zwecke nicht anders erreichen können. So zeigt sich Mancher als der wohlwollendste Mensch, weil er so scheinen muß, wenn er seine egoistischen Zwecke durchsetzen will. So erscheint Mancher als der uneigennützigste Mensch, weil er seinen Eigennutz auf keine andere Art befriedigen kann, als wenn er sich freygebig zeigt. So verschmäht der Herrschsüchtige, wie Cäsar, eine Krone, weil ihm diese Bescheidenheit das sicherste Mittel scheint, sie zu erhalten. Alle diese Menschen wissen sehr wohl, daß sie anders handeln sollten, aber die Grundsätze der Sittlichkeit liegen bloß in ihren Köpfen, und gerade die, die sie am deutlichsten einsehen, sind oft die unfähigsten, sie zu befolgen. Wer weiß besser, als die Gelehrten, was sittlich handeln heißt, und wer raisonnirt

darüber gründlicher, als die Philosophen? Aber sind deßwegen die Gelehrten und die Philosophen sittlichere Menschen? Wie der gemeine Haufe handelt auch ein großer Theil von ihnen offenbar bloß nach sinnlichen Antrieben, und selbst der Eifer, mit welchem sie die Wissenschaften treiben, zeigt, daß ihre Vernunft nicht weniger im Dienst der sinnlichen Triebe steht, als die ungebildete Vernunft Anderer. Nur den wenigsten ist es bey ihren Studien um die Erforschung der Wahrheit, um die Erweiterung der Wissenschaften zu thun. Bald ist die Befriedigung ihrer Eitelkeit ihr Zweck; das Lob unberufener Recensenten in den gelehrten Zeitungen, und der Nachhall dieses Lobes in der gelehrten Welt ist das Ziel, wornach sie streben. Bald ist es der Eigennutz, der sie treibt, sie suchen das Verdienst um die Wissenschaften in den Beuteln der Buchhändler. Sie beschäftigen sich mit den Wissenschaften bloß, um Bücher zu schreiben, und bekümmern sich wenig darum, ob es Wahrheit ist, was sie in ihren Schriften vortragen; wenn sie nur durch die Sätze, die sie aufstellen, Aufsehen erregen, und von den

Verlegern gut dafür bezahlt werden, so sind sie zufrieden. Ja viele scheuen sich sogar nicht, die paradoxesten und schädlichsten Sätze aufzustellen, wenn sie nur ihre ehrgeitzigen oder habsüchtigen Zwecke dadurch erreichen. — Nicht anders verhält es sich auch mit jeder andern Klasse der so genannten aufgeklärten und gebildeten Menschen. Ueberall ist es größtentheils die Sinnlichkeit, von der sie beherrscht werden, und selbst die Geistlichen, die allen andern Ständen mit einem guten Beyspiel vorangehen sollten, — wie häufig sind nicht auch sie Sklaven ihrer Neigungen und Leidenschaften! Wie oft ist die christliche Liebe, die sie in ihrem Betragen zeigen, das Netz, das sie auswerfen, um Beichtkinder zu fangen! Wie oft die Eingezogenheit, in welcher sie mit ihren Familien leben, das Arkanum, schlechtes Erz in Gold zu verwandeln! Wie oft die Verachtung, mit welcher sie von den Schätzen dieser Welt sprechen, das Schloß, womit sie ihren gesammelten Mammon verschließen, damit ihm die Diebe nicht nachgraben, und die Motten ihn nicht fressen! — Ueberhaupt je näher man die wahren Gesinnungen der so

genannten feinern Welt kennt, desto mehr wird man versucht, es als Regel aufzustellen, daß gerade die Menschen, bey denen die äußere sittliche Kultur am weitesten getrieben ist, in Rücksicht auf die Motive ihrer Handlungen die unvollkommensten sind. Der unkultivirte Mensch handelt freylich nicht so schön und decent, als der kultivirte, und wenn seine Gesinnungen schlecht sind, so äußert er auch diese Gesinnungen gewöhnlich offen und unverholen. Aber er heuchelt nicht so sehr, wie der kultivirte, und der Mangel an Aufklärung über die Grundsätze der Sittlichkeit mildert das Urtheil über die Schlechtigkeit seiner Handlungen um Vieles. Von dem kultivirten Menschen hingegen, der die Grundsätze und Regeln kennt, nach denen er handeln soll, sollte man billig erwarten, daß er wirklich auch nach diesen Grundsätzen und Regeln handle. Allein darin liegt eben das große Uebel, daß dieselben bey den Meisten noch weniger Gewalt über den Willen haben, als die minder entwickelten bey dem gemeinen Volk. Die Ursache hievon ist keine andere, als die schon von der frühen Jugend an überwiegend ge-

wordene Herrschaft der sinnlichen Triebe über die Vernunft, welcher die späterhin aufgestellten sittlicheu Grundsätze um so weniger entgegen wirken konnten, je weniger überhaupt bloß theoretische Grundsätze ihrer Natur nach dazu vermögend sind. Erst müssen sich die theoretischen Grundsätze in praktische verwandeln, ihre Befolgung muß erst als Pflicht erkannt, vor allem aber muß der Wille zu ihrer Befolgung auf die angegebene Art vorgeübt werden, ehe sie als Motive auf denselben wirken können. Schon an sich selbst ist die Sittlichkeit ein Kampf zwischen der Vernunft und der Sinnlichkeit, und keine Vorbereitung zu diesem Kampf kann zweckmäßiger seyn, als die Gewöhnung des Willens zum Gehorsam gegen die Gebote der Vernunft. Ohne diese Vorbereitung fehlt es an den Waffen zu diesem Kampf, aber nur der, der sich diese Waffen zur rechten Zeit zu verschaffen, und sie früh genug geschickt gebrauchen gelernt hat, darf hoffen, aus dem Kampf als Sieger zu gehen. Ist einmahl der Wille zum Gehorsam gegen die Vernunft gewöhnt, befolgt er ihre Gebote schon, ehe sie noch als Gesetze begriffen,

und als Pflichten anerkannt werden, so gehorcht er ihnen um so gewisser, wenn es wirklich zu dieser Einsicht und Anerkennung gekommen ist. Wo wir einen wahrhaft sittlichen Menschen sehen, ist er es auf keinem andern Wege geworden, als eben auf diesem. Eine vernüftig strenge Erziehung war immer die Grundlage dazu, und was ihm weiter zu statten kam, waren die Schicksale, die ihn zur Mäßigung seiner sinnlichen Triebe, und zur Uebung seines Willens im Gehorsam gegen die Vernunft nöthigten. Nicht Freude und Wohlleben, sondern Armuth nnd Widerwärtigkeit sind von jeher die beste Schule für die Sittlichkeit gewesen, und die vollendetsten sittlichen Menschen sind immer aus dem Feuer der Trübsal hervorgegangen. Diese Wahrheit lehrt nicht nur die Geschichte auf allen Blättern, sondern wir sehen sie auch in dem gewöhnlichen Leben täglich bestätiget. Wo sind die meisten sittlich großen Menschen anders gebildet worden, als in der Schule der Widerwärtigkeit? — Was machte Heinrich den Vierten zum besten der französischen Könige? Was einen Herzog Christoph von Würten-

berg zu dem trefflichen Regenten, der er war? was Friedrich den Zweyten zu dem grossen König? — Doch wozu die Beyspiele aus der vornehmen Welt, da wir sie täglich im gewöhnlichen Leben vor Augen haben? Welche Kinder gerathen in zahlreichen Familien gewöhnlich am besten? Nicht die Lieblinge ihrer Aeltern, an denen sie ihre ganze Zärtlichkeit erschöpfen, denen sie die besten Bissen reichen, die sie am schönsten kleiden, die sie Alles treiben lassen, was ihren Neigungen schmeichelt, die sie selbst wegen ihrer Unarten loben und bewundern, sondern die strenger Gehaltenen, die selten Gelobten, die viel Getadelten, — diese sind es, an denen die verblendeten Aeltern Freude erleben, während ihnen jene nichts als Verdruß und Kummer machen. Sie sind es, die sich dankbar gegen ihre Aeltern bezeigen, während jene sie für ihre Zärtlichkeit mit Undank belohnen. Sie sind es, an denen sie in ihrem Alter eine Stütze finden, und in deren Armen sie, wie König Lear in den Armen seiner verstoßenen Kordelia, ihre Augen schließen, während jene, wenn sie ihnen auch in ihren alten Tagen eine Zuflucht bey

sich gestatten, sie doch immer als eine Last betrachten, die sie je eher je lieber los zu werden wünschen. Ueberhaupt sind im Durchschnitt diejenigen Menschen aus allen Ständen die besten, die, wie man sagt, eine harte Jugend gehabt haben. Nie versucht zu Ausschweifungen in sinnlichen Genüssen, immer angehalten, etwas Nützliches zu treiben, nie übermäßig gelobt wegen ihres Fleißes, sondern vielmehr zu noch größern Anstrengungen aufgefordert, werden diese Menschen stark, und Meister über sich selbst, und in welche Verhältnisse sie auch im Lauf ihres Lebens kommen mögen, so behaupten sie diese Meisterschaft, wenn sie auch nicht zu der klaren Einsicht gelangt sind, daß sich selbst zu beherrschen Pflicht sey.

17.

Zu dieser Meisterschaft über sich selbst kann jeder Mensch gelangen, der schon von seiner frühesten Jugend an, statt seinen Neigungen überlassen zu werden, stets in dem geübt wird, was Mühe und Anstrengung kostet. Unvermerkt lernt er durch diese Uebung

seinen Willen zähmen, und wenn der Wille anfangs auch bloß aus Zwang gehorcht, so wird es ihm doch, wenn nun die Vernunft diesen Gehorsam als Gesetz aufstellt, viel leichter, diesem Gesetz zu folgen, als wenn er noch nicht gehorchen gelernt hat. So wie nehmlich der Mensch überhaupt lange schon handelt, ehe er über seine Handlungen denkt, so muß er auch lange zuvor vernünftig handeln lernen, ehe er die Gesetze kennen lernt, die bey dem vernünftig handeln befolgt werden müssen. Die Vernunft, wenn sie diese Gesetze bildet, muß den Willen zum Gehorsam gegen dieselben schon bereit finden. Fehlt es an dieser Bereitschaft, so ist auch der beste Unterricht, der in Beziehung auf die Entwicklung jener Grundsätze ertheilt werden mag, wenn nicht fruchtlos, doch wenigstens unzulänglich Das Erlernte bleibt dann meistentheils unwirksam im Kopf, und, anstatt daß nach den Grundsätzen gehandelt wird, ist es allein die Neigung, was den Willen bestimmt, und die Grundsätze werden nur befolgt, so lange sie der Neigung nicht entgegen sind.

18.

Aber so unentbehrlich auch diese Vorübung des Willens, mittelst des ihm angelegten Zwangs in der Jugend, zu dem Gehorsam ist, welchen er in der Folge den Gesetzen der Vernunft freywillig leisten soll, so ist doch dieser bloß angewöhnte Gehorsam nur das Mittel, den Gesetzen ihre Wirkung auf den Willen zu erleichtern. Die Kraft, den Willen als Motive zu bestimmen, müssen sie anderwärts her erhalten, und unstreitig ist hiebey das Erste die Ueberzeugung, daß die Befolgung der Gesetze Pflicht sey. Aber diese Ueberzeugung macht es allein nicht aus. Man kann vollkommen von seinen Pflichten überzeugt seyn, ohne sie deßwegen auch zu erfüllen. Um eine Pflicht zu erfüllen, muß sie nicht bloß erkannt, sie muß auch empfunden werden, und da die Pflicht nur in so fern empfunden werden kann, als ihre Erfüllung mit einem Gefühl von Lust, ihre Nichterfüllung mit einem Gefühl von Unlust verbunden ist, so ist es, um diese Verbindung zu bewirken, nothwendig, daß auch das Empfindungsvermögen

in das Interesse gezogen werde, und dieß geschieht, indem es schon bey dem Gedanken an die Pflicht angenehm afficirt wird. Freylich sollte der Mensch, als sittliches Wesen, das Gesetz der Vernunft unbedingt befolgen, und dieß ist, beyläufig zu sagen, auch der Sinn, in welchem der unsterbliche Kant sein Sittengesetz, als kategorischen Imperativ, aufgestellt hat. Allein der Mensch ist kein rein vernünftiges, sondern er ist ein sinnlich-vernünftiges Wesen. Auch an seinen geistigsten Thätigkeiten muß seine sinnliche Natur Antheil nehmen, und dieß ist nun auch der Fall bey seinen sittlichen Handlungen. Rein sittlich kann, genau genommen, kein Mensch handeln. Das Sittengesetz, als Idee der Vernunft, kann nicht für sich allein als Motiv auf den Willen wirken. Dieser wird, als abhängig von dem Empfindungsvermögen, nur durch sinnliche Motive, durch Gefühle, in Thätigkeit gesetzt, und solche sinnliche Gefühle müssen daher nothwendig auch bey den sittlichen Handlungen wirken. In der That fehlen auch diese Gefühle bey keiner sittlichen Handlung. Wie die Befriedigung der rohen

sinnlichen Triebe mit dem Gefühl der sinnlichen Lust, wie der Anblick eines schönen Gegenstaudes mit der angenehmen Empfindung des Schönen verbunden ist, so ist auch die Ausübung sittlicher Handlungen mit einer solchen angenehmen Empfindung verbunden, und diese Empfindung ist das Gefühl des Sittlichschönen oder des Guten. Der Unterschied, der zwischen diesen dreyerley Gefühlen Satt findet, ist bloß der, daß das Gefühl des Guten weniger lebhaft ist, als das Gefühl des Schönen, so wie das Gefühl des Schönen weniger lebhaft ist, als das Gefühl der sinnlichen Lust, und die Ursache dieser Verschiedenheit liegt in dem stärkern oder schwächern Grad, in welchem das Empfindungsvermögen dabey afficirt wird. An sich selbst afficiren die sinnlichen Gegenstände das Empfindungsvermögen am stärksten, und daher wirkt auch die Empfindung, die sie erregen, die sinnliche Lust, am stärksten auf den Willen. Minder stark wird das Empfindungsvermögen von dem Schönen, und noch schwächer wird es von dem Guten afficirt. Die Empfindung des Schönen wirkt daher schon ungleich

schwächer auf den Willen, als die sinnliche Lust, aber am allerschwächsten wirkt auf denselben die Empfindung des Guten. Daher sind überall und in allen Ständen die sinnlichen Menschen bey weitem die häufigsten, die Liebhaber des Schönen sind schon viel seltener, und am seltensten sind die Freunde des Guten, die sittlichen Menschen. Allein eben weil das Gefühl des Guten das schwächere ist, zum sittlich handeln aber schlechterdings erfordert wird, daß die Vernunft den Willen bestimme, so muß umgekehrt das Gefühl des Guten das stärkere werden so daß es, wie es sonst bloß der Begleiter sittlich guter Handlungen ist, sich schon mit dem Gedanken an die Pflicht verbindet. So lange es nicht so weit ist, muß der Mensch, wenn er sittlich handeln soll, gleichsam gegen seine Natur handeln. Seine Vernunft muß mit den sinnlichen Trieben einen Kampf eingehen, ja, sie muß selbst mit dem Sinn für das Schöne kämpfen. Nur darf aber dieser Kampf kein Vertilgungskrieg seyn. Beyde müssen bloß besiegt, das heißt, die sinnlichen Triebe müssen zum Gehorsam gebracht, und der Sinn für das Schöne muß

der Verbündete der Vernunft werden. Nur die ungezügelten sinnlichen Triebe sind Feinde der Vernnnft, der Sinn für das Schöne hingegen ist ihr nur gefährlich, wenn er auf die Seite der sinnlichen Triebe tritt. Außerdem ist er kein Feind, er ist vielmehr ein Verwandter der Vernunft. Wie das Princip der Sittlichkeit, ist auch das Princip der Schönheit ein Vernunftprincip, die Verschiedenheit liegt bloß darin, daß das Princip der Sittlichkeit Uebereinstimmung der Vernunft mit sich selbst, das Princip der Schönheit hingegen Uebereinstimmung der Außendinge, in so fern das Manchfaltige in ihnen zur Einheit verbunden wird, mit der Vernunft ist. Diese nahe Verwandschaft macht den Sinn für das Schöne zu einem natürlichen Freund der Vernunft, und die Vernunft muß diese Freundschaft um so mehr zu befestigen suchen, je weniger sie der freundschaftlichen Beyhülfe des Sinns für das Schöne zur Beherrschung der sinnlichen Triebe entbehren kann. Aber diese Beyhülfe kann nur das Gefühl des wahren Schönen leisten, und der Sinn für das Schöne muß daher, wenn die Vernunft auf

jene Beyhülfe soll rechnen können, für das wahre Schöne gebildet seyn. Dadurch erhält der Sinn für das Schöne selbst einen sittlichen Charakter, und in einem je höhern Grad er durch seine Ausbildung diesen Charakter gewinnt, desto fähiger wird er, mit der Vernunft gegen die sinnlichen Triebe gemeine Sache zu machen.

19.

Und hier zeigt sich nun der große Einfluß der schönen Künste, und besonders der Dichtkunst, auf die Sittlichkeit. Allerdings arbeiten die schönen Künste bloß für das Vergnügen der Menschen; aber sollen sie dieses Nahmens würdig seyn, so müssen sie für das edlere Vergnügen, für das Vergnügen an dem wahren Schönen, arbeiten. Die Werke der Mahler und Bildhauer dürfen keine Gegenstände darstellen, die die Sinnlichkeit reitzen, und unreine Begierden erwecken. Die Tonkünstler dürfen keine Stücke komponiren, die wollüstige Gefühle und schwärmerische Empfindungen erregen. Die Dichter dürfen sich keine Schilderungen erlauben, die der Sittlichkeit

schaden, indem sie die Phantasie mit wollüstigen Bildern füllen, die derselben noch gefährlicher sind, als der rohe sinnliche Trieb. Alle obscöne Gegenstände müssen aus dem Gebiet der schönen Kunst schlechterdings verbannt seyn, und besonders dürfen die Dichter diese Regel nie aus den Augen verlieren. Alles zu schildern muß zwar, wie schon Horaz gesagt hat, den Mahlern und Dichtern erlaubt seyn:

pictoribus atque poëtis
Quaelibet audendi semper fuit aequa potestas;

aber ihre Schilderungen müssen auch, wie eben dieser Horaz sagt, Nutzen bringen:

Et prodesse volunt et delectare poëtae. —

und wie der allgemein bekannte Vers lautet:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Nicht das Vergnügen allein, auch den Nutzen seiner Leser muß der Dichter vor Augen haben, und dieser Nutzen besteht in dem sittlichen Gewinn, den jedes wahrhaft poetische Werk den Lesern gewähren soll. Gemeine sinnliche Gegenstände zu schildern, ist unter der Würde des Dichters, so wie eine pissende Kuh zu mahlen unter der Würde des Mahlers. Jeden Gegenstand, den er schildert, muß

er zum Ideal erheben, und nichts ist unwürdiger, als gemeine Gegenstände zu idealisiren. Aber wie viele Dichter mißkennen dieses höchste Gesetz ihrer Kunst, und wie oft vergessen auch die größten ihre Würde! Mögen auch die Schilderungen an sich selbst den größten Reichthum der Phantasie, die vollkommenste Gabe der Darstellung, verrathen, so ist doch der Dichter dadurch keineswegs entschuldigt, er verdient vielmehr desto größern Tadel, je mehr er die Kraft seines Genies an solchen Gegenständen verschwendet. Ohne Zweifel wird hier Mancher auch an unsern unsterblichen Wieland, und an unsern geistreichen Thümmel denken. Gemählde, wie wir sie in den komischen Erzählungen, im Agathon, im Peregrinus Proteus, und in den Reisen in das mittägliche Frankreich finden, sind bey aller Kunst der Darstellung zu üppige Gemählde, um vor dem Richterstuhl der Moral bestehen zu können. Zur Ehre dieser trefflichen Männer darf man glauben, daß ihr reines Herz keinen Theil an den Gemählden hatte; bloß ihre reiche Phantasie führte ihren Pinsel. Aber von den vielen

Nachahmern dieser Dichter, die auch solche Scenen, wie auf der Villa mamilla oder in Avignon zu schildern versuchen, wie viele sind eben so reines Herzens? Was die Wielande und die Thümmel aus der Fülle ihrer Phantasie mahlen, was die Homere und Shakespeare, als unverdorbene Söhne der Natur, mit einfachen und derben Zügen bloß dem keuschen Auge zeigen, *) das entspringt bey andern nur zu oft aus einem unreinen Herzen, und ihr Pinsel mahlt vielmehr

---

*) Ein Gleiches gilt auch, beyläufig zu sagen, von manchen Erzählungen in der Bibel, um derentwillen man hie und da das Lesen des alten Testaments als schädlich für die Jugend hat halten wollen. Aber die einfache und schlichte Art dieser Erzählungen, die der Phantasie nicht gestattet, ihr Spiel zu treiben, rechtfertigt ihre Aufnahme in die Bibel hinlänglich. Sie stehen zur Lehre da, und sie verfehlen diesen Zweck um so weniger, da überall auch die unausbleiblichen Folgen des Lasters eben so klar und einfach dargestellt sind.

ihre eigenen Gefühle und Gesinnungen, als die Gefühle und Gesinnungen der Personen, denen sie sie in ihren Schilderungen beylegen. Dadurch werden freylich ihre Dichtungen der Sittlichkeit nicht gefährlicher, als die Dichtungen der oben genannten edlern Dichter, im Gegentheil dürften die letztern in eben dem Maße gefährlicher seyn, je vortrefflicher sie als dichterische Darstellungen sind. Allein davon ist hier eigentlich nicht die Rede, sondern es handelt sich vielmehr von dem Einfluß der Dichtkunst auf die Sittlichkeit überhaupt, und in dieser Beziehung kann es nicht genug empfohlen werden, daß die Dichter, wie alle schöne Künstler, nur solche Gegenstände schildern mögen, die auch der Sittlichkeit förderlich sind. Auch das Gute erscheint in der Gestalt des Schönen, wenn es sich in sittlichen Handlungen zeigt, und Nichts kann das Gefühl des Guten mehr erhöhen, als wenn es auch dem äußern Sinn und der Phantasie in einer echt poetischen Schilderung dargestellt wird. Ist es schon etwas so sehr erfreuliches, wenn man im gewöhnlichen Umgang eine gute That erzählen hört, wie ungleich schöner, wie

ungleich rührender erscheint erst diese That, wenn sie der Dichter schildert, oder der Mahler sie darstellt! Es ist nicht bloß das Ohr, das von der edlern Sprache und dem Wohlklang der Verse in der Schilderung des Dichters, es ist nicht bloß das Auge, das von der schönen Gruppirung der Figuren, von dem beredten Ausdruck ihres Charakters in den Zügen ihres Gesichts, von dem richtigen Kolorit, in der Darstellung des Mahlers ergetzt wird. Es ist bey beyden nicht bloß der Verstand, der an der Betrachtung beyder Schilderungen eine interessante und lehrreiche Beschäftigung findet, — es ist auch der innere Sinn, der dabey auf eine angenehme Art afficirt wird, und indem die Affektion des letztern mit der Affektion des äußern Sinns in ein einziges Gefühl zusammen fließt, so gewinnt dieses Gefühl eine Stärke und Innigkeit, die selbst den höchsten Grad der sinnlichen Lust übertrifft.

20.

So groß ist der Einfluß der schönen Künste, und besonders der Dichtkunst, auf die

Sittlichkeit, und wenn schon das Gefühl des Guten, auch ohne diesen Einfluß, bloß durch die angenehme Empfindung, die die unzertrennliche Begleiterin jeder sittlichen Handlung ist, zu dem Grad erhoben werden kann, und wirklich auch häufig erhoben wird, daß das an sich todte Gesetz gefühlte Pflicht, und als solche Motiv für den Willen wird, so ist doch die Ausbildung des Sinns für das Schöne in sittlicher Beziehung eine Sache von der größten Wichtigkeit. Unausgebildet schlägt sich derselbe immer lieber auf die Seite der sinnlichen Triebe, als auf die Seite der Vernunft, und da die sinnliche Lust ohnehin das stärkere Motiv für den Willen ist, so kann diese Verbindung nicht anders als nachtheilig für die Vernunft seyn. Die Vernunft bedarf immer eines Beystandes, wenn auch ihr Gesetz zur gefühlten Pflicht geworden ist, und es gehört daher wesentlich zur sittlichen Bildung, daß der Sinn für das Schöne eben so für das wahre Schöne gebildet sey, als der innere Sinn für das Sittlichschöne oder das Gute.

21.

Als sinnlich-vernünftiges Wesen nehmlich kann der Mensch nicht rein sittlich handeln. Sollte er dieß, so müßte die Vernunft den Willen unmittelbar bestimmen; allein wir kennen nur ein einziges Wesen, bey dem dieß der Fall ist, die Gottheit. Als sinnlich-vernünftiges Wesen bedarf der Mensch nothwendig auch sinnlicher Motive, und obschon die Vernunft, als solche, alle sinnliche Motive verschmäht, so kann sie doch, im Konflikt mit den sinnlichen Trieben, dem sie sich nie entziehen kann, wenn sie den Willen bestimmen soll, derselben keineswegs entbehren. Sie muß daher nothwendig die Sinnlichkeit in ihr Interesse ziehen, und dazu ist nun das Erste, daß die sinnlichen Triebe, die, sich selbst überlassen, den Willen am mächtigsten bestimmen, nie eine zu große Gewalt erlangen. Daher die erste Regel der Erziehung: schon von der zartesten Kindheit an alle Ausschweifungen derselben über ihre naturgemäßen Grenzen auf das sorgfältigste zu verhüten.

22.

Aber diese Mäßigung der sinnlichen Triebe ist für sich allein nicht hinreichend, um die Sinnlichkeit auf die Seite der Vernunft zu bringen. Sie muß auch mit einer gleichzeitigen Uebung des Willens in dem, was in der Folge die Vernunft zu thun gebietet, verbunden werden, nicht allein, damit ihr ihre Wirkung auf den Willen erleichtert wird, sondern auch weil diese Uebung zugleich das Mittel ist, zu bewirken, daß die sinnlichen Triebe die Phantasie weniger in ihr Interesse ziehen, ein Umstand, der um so wichtiger ist, da eben durch die Mitwirkung der Phantasie die sinnlichen Triebe ihre Hauptstärke erhalten. Daher die zweyte Regel der Erziehung: so früh, als möglich, die Kinder zu dem anzuhalten, was Mühe und Anstrengung kostet, und durch stete Beschäftigung nach Außen der Phantasie keine Zeit zu lassen auszuschweifen.

23.

Aber auch diese Vorübung des Willens zum künftigen Gehorsam gegen die Vernunft ist nicht

hinreichend, die Sinnlichkeit auf die Seite der Vernunft zu bringen. Es muß auch der Sinn für das Schöne zu diesem Behuf ausgebildet werden, nicht allein, weil er, sich selbst überlassen, gemeinschaftliche Sache mit dem rohen sinnlichen Trieb macht, sondern auch weil er wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Sinn für das Sittlichschöne oder das Gute der beste Vermittler zwischen der Vernunft und den sinnlichen Trieben ist. Daher die dritte Regel der Erziehung: den Geschmack für das wahre Schöne so früh, als möglich, auszubilden.

24.

Nur mittelst der strengen Befolgung dieser Regeln ist es möglich, die sinnliche Natur des Menschen mit seiner geistigen in Uebereinstimmung zu bringen, und die Befolgung dieser Regeln ist um so nöthiger, da ohne sie auch der vollkommenste Unterricht über die Grundsätze der Sittlichkeit ohne Erfolg ist. Allerdings muß zwar der Mensch, wenn er sittlich handeln soll, vor allen Dingen wissen, was sittlich

handeln heißt, und daher über die Grundsätze der Sittlichkeit gehörig aufgeklärt seyn. Aber das Wissen allein ist kein Motiv für den Willen, und so praktisch auch der Unterricht seyn mag, so dient er doch immer nur dazu, daß er das sittliche Handeln erleichtert, indem er die Grundsätze praktischer, das heißt, zu Regeln und Maximen des Handelns macht. Zum Handeln selbst aber werden Motive erfordert, und diese kann allein die sinnliche Natur geben, indem sie auf die Seite der Vernunft tritt, und, statt ihren eigenen Antrieben zu folgen, sich den Geboten der Vernunft unterwirft.

25.

Aber diese Unterwerfung der Sinnlichkeit unter die Gebote der Vernunft darf keine erzwungene, sie muß eine freywillige Unterwerfung seyn, und eine solche kann sie nur werden, wenn das sittliche Handeln dem Menschen, wie in der Idee als das Würdigste, in der Empfindung als das Schönste und Angenehmste erscheint. Ist es so weit mit dem Menschen gekommen, so kostet es seiner

Vernunft keinen Kampf mit der Sinnlichkeit mehr. Das Empfindungsvermögen, weniger empfänglich für den groben sinnlichen Reitz, wird jetzt ungleich mehr von dem Schönen, und, mittelst des Schönen, von dem Guten afficirt. Die Vernunft ist bey ihm nicht, wie bey dem sinnlichen Menschen, im Dienst der Sinnlichkeit, sondern die Sinnlichkeit ist vielmehr im Dienst der Vernunft. Jetzt darf er sich nur denken, daß etwas zu thun oder zu unterlassen Pflicht sey, und der Wille, den kein stärkerer Antrieb auf eine andere Seite zieht, ist bereit zu gehorchen, denn die ganze Sinnlichkeit ist auf der Seite der Vernunft. Was dem sinnlichen Menschen die größte Mühe macht, was ihm zu thun oder zu unterlassen schlechterdings unmöglich scheint, was er als ein zu großes Opfer, das er bringen soll, wirklich unterläßt, das kostet ihn keine Anstrengung, denn er hat keinen Widerstand zu überwinden. Ja er darf sogar seinen niedrigsten sinnlichen Trieben in ihren natürlichen Bestrebungen ihren Lauf lassen, ohne fürchten zu müssen, daß sie ihr gehöriges Maß überschreiten werden, denn auch sie haben sich der

Oberherrschaft der Vernunft unterworfen, und ihre Befriedigung gehört nun selbst zu den sittlichen Handlungen.

26.

Diese Uebereinstimmung der Sinnlichkeit mit der Vernunft zu bewirken, ist die große Aufgabe, welche die Erziehung zur Sittlichkeit zu lösen hat, und diese Aufgabe ist gelöst in dem sittlichen Charakter. Wo dieser Charakter sich bey einem Menschen gebildet hat, da ist das sittliche Handeln kein Kampf mehr. Es ist ein freyes, ohne alle Anstrengung erfolgendes Handeln, ja der Handelnde weiß nicht einmahl, daß er sittlich handelt. Alle sittliche Handlungen verrichtet er mit einer Leichtigkeit, als ob bloß der Instinkt in ihm wirkte, und auch die Erfüllung der schwersten Pflichten ist ihm ein Spiel, weil die mit der Vernunft versöhnte Sinnlichkeit ihr keinen Widerstand mehr leistet. Die Vernunft hat in ihm die ihr gebührende Oberherrschaft erhalten, und was sie beschließt, das geschieht auch, weil nicht die Sinnlichkeit,

sondern die Vernunft den Willen regiert. Ja eben die Unterordnung der Sinnlichkeit unter die Vernunft gestattet sogar dem Menschen, bey dem der sittliche Charakter zu seiner vollständigen Ausbildung gekommen ist, sich in seinem Betragen ganz von seinem Gefühl leiten zu lassen, weil er keine Gefahr läuft, die Gebote seiner Vernunft unbefolgt zu sehen, wenn er die Bestimmung seines Willens ganz den Neigungen seines Herzens überläßt. Daher gibt es aber auch nichts Schöneres nnd Liebenswürdigeres, als einen solchen wahrhaft sittlichen Charakter. Er ist das Größte, was der Mensch auf dieser Erde erreichen kann. Ihn zu bilden muß daher das höchste Ziel der Erziehung, ihn immer mehr zu vervollkommnen das unablässige Streben des Menschen in dem ganzen Lauf seines Lebens seyn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoven, Friedrich Wilhelm <<von>>,

Ideen über sittliche Kultur und Erziehung

Nürnberg 1822

Ph.pr. 663 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040903-7